Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Die nordische Semiramis

oder

Katharina II. und ihre Zeit.

Historischer Roman

von

E. M. Oettinger.

Erste Abtheilung:

Die nordische Semiramis.

Berlin, 1863.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Die nordische Semiramis.

Historischer Roman

von

Ed. Maria Oettinger.

Erster Band.

Berlin, 1863.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Der preußische Gesandte und ein zugeknöpfter Spion. — Die letzten Stunden Peter's III. — Gräfin Elisabeth Worontzow. — Fürstin Katharina Daschkow. — Die Verschwörung vom 6. Juli. — Die Theilnehmer derselben.

Der Sommer des Jahres 1762 hatte in Sanct-Petersburg seinen Höhepunkt erreicht.

Alles, was reich und vornehm war, hatte sich aus der peinlichen Schwüle der Hauptstadt in die erquickende Kühle jener reizend gelegenen Inseln zurückgezogen, die, wie grüne Oasen emporgetaucht aus dem blauen Schooße der Newa, wahre Paradiese sind für Alle, welche dort die knapp zugemessene Freude einer russischen Villeggiatura genießen.

Zu den Genießenden dieser Gattung gehörte der außerordentliche Gesandte des preußischen Hofes, der Obristlieutenant und Flügeladjutant Friedrich's des

Großen, Freiherr Bernhard Wilhelm v. d. Goltz, der erst wenige Wochen zuvor nach Petersburg gekommen war, um mit Czar Peter III., welcher am 5. Januar 1762 den Thron seiner kaiserlichen Tante Elisabeth bestiegen hatte, einen jener kurzathmigen Frieden abzuschließen, die man in der Alles beschönigenden Sprache der Diplomatie mit dem Ephiteton „ewig" zu bezeichnen pflegt.

Aber inmitten dieser Friedensunterhandlungen war der preußenfreundliche Enkel Peter's des Großen entthront und als Gefangener von Oranienbaum nach Roptscha, einem Landgute des Grafen Rasumowski, abgeführt worden.

Am Abende des 16. Juli des obengenannten Jahres war der Freiherr v. d. Goltz, ermüdet von einem abendlichen Spaziergange, später als gewöhnlich nach seinem zwischen Kamenoi-Ostrow und Jelagine gelegenen Landhause zurückgekehrt, als sein alter Diener ihm mit der Meldung entgegentrat:

— Seit einer Stunde, Herr Baron, wartet im Garten-Pavillon jener bewußte Mann, der sich der „Zugeknöpfte" nennt. Er will durchaus Sie sprechen.

— Dazu bin ich heute nicht aufgelegt. Morgen früh soll er wiederkommen.

— Er habe Ihnen, sagte er, eine Nachricht von größter Wichtigkeit mitzutheilen.

— Dann führe ihn in mein Cabinet, entgegnete der Baron.

Der Mann, der aus dem Garten-Pavillon in's Cabinet des Gesandten geführt ward, gehörte zur Klasse jener bezahlten Zuträger, die jede politische Neuigkeit brühheiß zur rechten Quelle tragen. Der „Zugeknöpfte" war ein holstein'scher Spion aus der nächsten Umgebung des entthronten Czaren, ein Augenzeuge aller Ereignisse, die vom Tage der Absetzung Peter's III. bis zu dem Abende, an welchem die Handlung unseres Romans beginnt, sich theils in Peterhof, theils in Oranienbaum und zuletzt auf dem Landgute des Grafen Rasumowski zugetragen hatten.

— Was haben Sie mir mitzutheilen? fragte der Gesandte.

— Eine Neuigkeit, die Ew. Excellenz nicht wenig überraschen wird. Der vor zehn Tagen entthronte Czar Peter III. ist heute . . .

Der Spion hauchte das geheimnißvolle Wort, das

seine bleichen Lippen nicht auszusprechen wagten, leise und doch sehr verständlich in's Ohr des Gesandten.

— Habe ich recht gehört? fragte dieser tief erschreckt. Der unglückliche Gemahl der Kaiserin Katharina ...

— Ist seit heute Mittag eine Leiche. Morgen oder übermorgen wird ein Manifest erscheinen, das den Bewohnern der Hauptstadt, wie der Bevölkerung des ganzen Reiches, verkünden wird, Czar Peter III. sei in Folge übermäßigen Melonengenusses plötzlich an der Kolik gestorben.

— Wie aber, fragte der Diplomat im Tone der Entrüstung, wenn es Leute gäbe, welche den Muth besäßen, auf gerichtliche Untersuchung seines Leichnams zu dringen?

— Man würde derlei vorlaute Zweifler bald zum Schweigen bringen. Der Gemahl der Kaiserin Katharina wird heute Nacht von Roptscha, wo er seinen letzten Kampf gekämpft, nach dem Newski-Kloster gebracht. Wenige Stunden vor seinem tragischen Ende hat man sich auch der Person seiner Geliebten bemächtigt und sie bis auf Weiteres in ein Kloster eingesperrt.

— Sie kennen die Unglückliche?

— Fast so gut als mich selbst! Gräfin Elisabeth ist die Tochter des Generals Roman Larionowitsch Worontzow und die ältere Schwester der Fürstin Katharina Daschkow. Czar Peter hatte schon lange vor seiner Thronbesteigung die keineswegs schöne Gräfin — sie schielt, hat eine auffallend dicke Nase und pflegt, um sich bemerkbar zu machen, ziegelrothe Handschuhe zu tragen — zu seiner Gunstdame erhoben und dadurch nicht nur die Eifersucht seiner Gemahlin, sondern auch den Neid der Schwester seiner Geliebten erregt, deren Eitelkeit sich maaßlos verletzt fühlen mußte, daß Elisabeth's Häßlichkeit bei Hofe größere Triumphe feiere, als ihre eigene Schönheit.

— Fürstin Katharina Daschkow, von der Sie reden . . .

— Ist die kaum zwanzigjährige, eben so schöne als geistreiche, eben so ehrgeizige als ränkesüchtige Gemahlin des Obristlieutenants Fürsten Nikolai Daschkow, der fast eben so bornirt als aufgeblasen ist. Peter III. hatte ihm den Gesandtschaftsposten in Constantinopel zugedacht, um sowohl ihn, als dessen Frau — die vertrauteste Freundin und schlaueste Rathgeberin der mißvergnügten Kaiserin — je eher je lieber aus deren

Nähe zu verbannen. Die Fürstin Daschkow aber hatte diesen Plan dadurch zu vereiteln gewußt, daß ihr Gemahl, den seine Aerzte für lebensgefährlich krank erklären mußten, sich auf eines seiner Güter in der Nähe von Moskau zurückzog. — Gräfin Elisabeth Worontzow, die sich in alle Launen ihres kaiserlichen Anbeters zu fügen verstand — ganze Nächte hindurch spielte, rauchte und trank sie mit ihm — hatte auf das Herz des Czaren nach und nach so großen Einfluß gewonnen, daß er seit seiner Thronbesteigung sich mit dem Plane trug, seine Gemahlin öffentlich der Untreue mit dem Grafen Sergius Soltykoff anzuklagen, sich von ihr scheiden zu lassen und die Dame mit den ziegelrothen Handschuhen zu sich auf den Thron zu heben. Letztere aber war so unklug und voreilig gewesen, dies Alles ihrer Schwester Katharina mitzutheilen, die nichts Eiligeres zu thun hatte, als das ihr anvertraute Geheimniß der Kaiserin und deren Anhängern zu verrathen. Folge davon war die bekannte Verschwörung vom 6. Juli. — An der Spitze der Verschworenen, die sich gegen Peter III. aufgelehnt hatten unter dem Vorwande, daß er zum Nachtheile Rußlands mit dem Könige von Preußen einen schmachvollen Frieden ab-

geschlossen, stand außer der Fürstin Daschkow — der Seele des ganzen Complots — einer ihrer glühendsten Anbeter, Graf Nikita Iwanowitsch Panin. Dieser gewandte, kluge, einflußreiche Mann, der früher Gesandte am schwedischen Hofe gewesen war, ist gegenwärtig wirklicher geheimer Rath, Senator, Obristhofmeister des achtjährigen Großfürsten Paul Petrowitsch und das Orakel der Kaiserin. — Die Fürstin Daschkow erhörte Panin's zärtliche Seufzer nur unter der Bedingung, daß er ihr und den Anhängern der Kaiserin hilfreiche Hand biete zur Ausführung jener Verschwörung, die den brusken Anbeter ihrer schielenden Schwester, welche ihr ein Dorn im Auge ist, vom Throne stieß.

— Sind Ihnen auch die andern Theilnehmer dieses Complots bekannt? fragte der Diplomat.

— Ich kenne sie alle ohne Ausnahme.

— Erzählen Sie Alles, was Sie wissen.

— Zwei der thätigsten Werkzeuge dieser Palastrevolution sind die Grafen Kirilla und Alexei Rasumowski gewesen. Beide — Söhne eines armen Kosaken aus der Ukaine — waren Günstlinge der Kaiserin Elisabeth, die mit dem jüngern Bruder — dem

General-Feldmarschall und Ober-Jägermeister Alexei — im Jahre 1759 eine heimliche Ehe geschlossen und in dessen Armen sie, drei Jahre später, ihre Seele ausgehaucht hatte. — Der ältere Bruder, Kirilla, gleichfalls General-Feldmarschall und Hetmann der Kosaken, ist seit dem 7. November 1746 mit der Gräfin Katharina Narischkin vermählt. — Mit vollem Rechte wird die Nachwelt die Entthronung Peter's III. als ein Complot bezeichnen, das von drei Katharinen — Katharina von Anhalt, der Fürstin Katharina Daschkow und Katharina Narischkin — begünstigt und befördert worden ist. Die beiden Letztern erhielten für die treuen Dienste, die sie ihrer erlauchten Namensschwester geleistet, den Katharinenorden und ein Geschenk von 24,000 Silberrubeln. Der Günstling aber, dessen Gestirn von jetzt den Glanz aller Uebrigen verdunkeln wird, ist Gregor Orloff, der, nach der Gefangennehmung Peter's III. in den Grafenstand erhoben, heute zum ersten Kammerherrn und General-Adjutanten der Kaiserin ernannt, morgen früh seine neue Wohnung im Winter-Palais beziehen wird. — Der jüngere Bruder dieses Günstlings, Alexei Orloff, welcher der Kaiserin vor drei Stunden

den Tod ihres Gemahls gemeldet hatte, ist zum General-Lieutenant erhoben worden.

So schloß der Bericht des „Zugeknöpften."

Noch in derselben Nacht sandte der Freiherr v. d. Goltz einen Eilboten ab, der eine in Chiffreschrift abgefaßte Depesche mit der ausführlichen Relation alles dessen, was der Gesandte wenige Stunden zuvor aus dem Munde des Spions erfahren hatte, brühheiß nach Potsdam an den Hof Friedrich's des Großen trug.

Zweites Kapitel.

Die drei Katharinen. — Die „Semiramis des Nordens“ und ihr Bräutigam. — Was ist ein Leben ohne Liebe?

In einem der prachtvollen Prunkgemächer des neuen Winter-Palais saß Katharina II., die dreiunddreißigjährige Witwe Peter's III., die „Semiramis des Nordens“ — wie Voltaire sie genannt — erst unlängst zurückgekehrt von ihrer feierlichen Krönung in Moskau, geschmückt mit den Insignien des schwarzen Adler- und Seraphinen-Ordens, die Friedrich II. von Preußen und Friedrich Adolph von Schweden ihrer „vielgeliebten Muhme“ am Vorabende ihres Krönungstages verliehen hatten.

Zu den Füßen der Kaiserin saßen zwei ihrer vertrautesten Freundinnen, die beiden Katharinen, Fürstin Daschkow und Gräfin Rasumowski-Narischkin.

Auf der Stirn der gekrönten Witwe lag eine

Wolke tiefen Mißmuths. Ein Seufzer entrang sich ihrem Herzen.

— Was trübt den Sonnenschein des Glücks Ihrer kaiserlichen Majestät? fragte Katharina Daschkow.

— Die Krone, um die alle Welt mich beneidet, ist eine schwerere Bürde, als ich geglaubt hatte. Mir blutet das Herz, wenn ich daran denke, daß ich, eben heimgekehrt aus der Sitzung des Senats, dort, gedrängt von den Räthen meiner Krone, einen Ukas unterzeichnet habe, der die Todesstrafe, welche meine Vorgängerin Elisabeth glorreichen Andenkens abgeschafft hatte, von Neuem einführen wird. Was werden Voltaire, d'Alembert, Diderot, die mir bisher Weihrauch gestreut, dazu sagen? — Ich schaudere schon jetzt, wenn ich daran denke, daß ein Tag kommen wird, an dem die unerbittliche Strenge der Gesetze und die unantastbare Wohlfahrt meines Reiches mir gebieten werden, mit dieser Hand, die nur Segen verbreiten und Gnade ausgießen möchte, irgend ein Todesurtheil zu vollziehen.

— Es giebt Verbrechen, sagte die Gräfin Rasumowski, die nur durch den Tod gesühnt werden kön-

nen, und zu jenen Verbrechen, die durchaus kein Mitleid verdienen, gehört . . .

— Der Hochverrath, ergänzte die Fürstin Daschkow. In ganz Rußland giebt es kein zweites Wesen, das sich schwerer versündigt hat gegen die Heiligkeit der Gesetze und gegen die Unverletzbarkeit der Majestät, als Jene, die ich mit tiefem Schamerröthen meine Schwester nennen muß.

— Sprich nicht mehr von ihr! Sie büßt ihr Vergehen gegen mich seit drei Monaten in einem Kloster ab.

— So lange sie lebt, Majestät, wird sie kein Mittel unversucht lassen, den Tod des Geliebten, an dem sie mit lächerlicher Treue hing, zu rächen. Selbst im Kloster wird sie Ränke schmieden und nicht eher ruhen, bis Peter's blutige Manen gerächt sind.

— Schweige, gutes Kind, von den Intriguen Deiner Schwester. Ich habe Muth und fürchte mich nicht, wie Du, vor Gespenstern, die Deine Phantasie sich ausmalt, um mich und Dich zu ängstigen. Sei der Haß Deiner Schwester gegen mich noch so groß, meine kaiserliche Huld und Milde wird sie zwingen, mich zu lieben und die finstere Rache, die sie hegt,

aufrichtig zu bereuen. Von morgen an ist Deine Schwester frei!

— Majestät, stammelten die beiden Staatsdamen.

— Gönnt mir diesen kleinen unschuldigen Eigensinn. Ich mag in meinem Reiche keine Märtyrer haben und zehn Mal lieber großmüthig verzeihen, als ein Mal kleinliche Rache ausüben. Deine Schwester Elisabeth soll aber nicht blos frei, sie soll auch glücklich sein. Zürne mir nicht, liebe Daschkow, wenn ich Dir sage, daß ich einen Mann für sie gefunden, der, wie ich hoffe, bereit sein wird, sie aus ihrem Kerker zum Traualtar zu führen.

— Und wer ist dieser Glückliche? fragte die Fürstin mit schlecht verhehlter Ironie.

— Sein Name bleibe bis morgen, wo die Trauung vor sich gehen soll, mein Geheimniß. — Nun aber zu etwas Anderm! Wenn ich Euch heute verstimmt und traurig erscheine, so hat dies einen Grnnd, den ich Euch nicht verschweigen mag — Die treuen Räthe meiner Krone, an deren Spitze der Vice-Kanzler Fürst Alexander Galitzin steht, bestürmen mich mit der Bitte, meinem Witwenstande zu entsagen und, aus Staatsrücksichten, eine neue Ehe einzugehen.

— Mit wem, Majestät? fragten die beiden Staatsdamen wie aus Einem Munde.

— Die Herren des Senats sind so überaus gnädig, mir in diesem Punkte gänzlich freie Wahl zu lassen. Alle aber stimmen darin überein, daß meine Wiedervermählung eine Nothwendigkeit sei, da die Zukunft des russischen Thrones nur auf zwei Augen ruht, die — was die Vorsehung huldreich verhüten wolle — sich schließen können, bevor sie den Thron gesehen. — Aus diesem und keinem andern Grunde wünscht auch mein vielgeliebter Vetter, der König von Preußen, der an meinem Schicksale stets den wärmsten Antheil nahm, daß ich meiner goldenen Unabhängigkeit entsagen und mich von Neuem — bedauert mich, meine Freundinnen! — in's Joch der Ehe schmiegen soll.

— Welcher Fürst in ganz Europa wäre groß und würdig genug, fragte die Fürstin Daschkow, mit der Kaiserin Katharina, mit der „Semiramis des Nordens", Rußlands heiligen Thron zu theilen?

— Mein vielgeliebter Vetter, der Philosoph von Sanssouci, hat einen schmucken Bräutigam für mich in Petto. Rathet, meine Damen, wen Seine Majestät für mich auserkoren haben?

*) Irr

— Vielleicht einen jener winzig kleinen Duodez-fürsten, an denen kein Volk der Erde so reich gesegnet ist, als das deutsche? fragte Gräfin Rasumowski.

— Ich gestehe zu meiner großen Schande, sagte die Fürstin Daschkow, daß ich so wenig mit der Genealogie der deutschen Fürstenhäuser vertraut bin, daß es mir nicht möglich ist, zu errathen, welchen von den 1001 Prinzen des hochgesegneten Deutschlands der kleine Friedrich für seine große Muhme auszuwählen geruht hat.

— Nun denn, ich will's Euch sagen. Der Mann, den Seine Majestät mir allerhuldreichst zugedacht, ist — hört, hört, meine Damen! — ein ehemaliger königlich preußischer Capitain der Infanterie.

Beide Damen fingen zu lachen an.

— Lacht nicht so spöttisch, denn mein Zukünftiger ist noch mehr als blos simpler Ex-Capitain. Er ist — merkt es Euch! — nebenbei auch Ritter des polnischen weißen Adler-Ordens, außerdem ein bildhübscher Mann von ungefähr dreißig Jahren und . . . ein Anverwandter meines Hauses.

— Und sein Name? fragten die Neugierigen.

— Prinz Friedrich Erdmann von Anhalt-Köthen.

— Ah! riefen beide Damen im Tone heiterer Ironie und machten dabei eine höchst ehrerbietige Verbeugung.

— In wenig Tagen, fuhr die Kaiserin fort, wird mein Herr Vetter, wie der neue preußische Gesandte, Graf Victor Solms, mir gestern Abend im allerhöchsten Auftrage seines erhabenen Herrn und Gebieters mitgetheilt hat, incognito unter dem Namen eines Grafen von Plötzkau hier eintreffen und mir die unschätzbare Ehre erweisen, sich um meine Hand zu bewerben.

— Was aber, wagte die Fürstin Daschkow zu fragen, würde Rußland, was würde Europa, was die Welt dazu sagen, wenn Katharina die Große von der Höhe ihres ruhmgeschmückten Thrones herabstiege, um ihr Scepter in die Hände eines Prinzen zu legen, der auf den Namen „Erdmann" hört?

— Was frage ich nach der Welt! Wenn mein Herr Vetter wirklich so schön und liebenswürdig wie die Schilderung ist, die der König von Preußen mir von ihm entworfen hat, dann — Scherz bei Seite! — dann heirathe ich ihn.

Beide Damen waren einer Ohnmacht nahe. Sie

mußten ihre ganze Kraft zusammenraffen, um, dieser Aeußerung gegenüber, ihre Standhaftigkeit zu behaupten.

— Es giebt Augenblicke, fuhr Katharina fort, in welchen ich mich trotz allen Glanzes, der mich umgiebt, so einsam und verlassen fühle, daß ich die ganze Herrlichkeit meines Reiches vertauschen möchte mit dem bescheidenen Glück einer Hütte, in der ein fühlend Herz für mich schlägt. Es giebt Stunden, in denen mich die hohläugige Pracht meines Hofes dergestalt langweilt und anwidert, daß ich mich häufig nach dem stillen Frieden zurücksehne, den ich in meiner Vaterstadt Stettin, in der anspruchslosen Häuslichkeit meiner Eltern genoß, die nicht ahnten, daß aus ihrer Puppe „Sophie"*) sich eine „Katharina" entfalten werde, die damals glücklicher war als jetzt, wo sie die Dornen einer Kaiserkrone drücken. O die Thoren, die mich beneiden! Könnten sie einen Blick in mein Inneres werfen, sie würden enttäuscht zurückbeben und mich nicht mehr beneiden; denn was ist aller

*) Bevor die Gemahlin Peter's III. die griechische Religion annahm, hieß sie Sophie Auguste Friederike.

Glanz, was alle Pracht der Erde, wenn dem vom Sturme der Leidenschaften bewegten Herzen jene Glückseligkeit fehlt, die nur die wahre, uneigennützige, aufopferungsfähige Liebe giebt? — Geht, meine Damen, geht und laßt mich allein mit meinem Schmerze und jener unbeschreiblichen Sehnsucht, die nur jenes Herz begreift, das sich im Taumel leerer Freude fragt: „Was ist das Leben ohne Liebe?"

Drittes Kapitel.

Elisabeth Worontzow im Kerker. — Unbegründete Furcht. — Der Vater der Gefangenen. — Alexei Orloff. — Trauung oder Hinrichtung.

Elisabeth Worontzow, die sich seit dem Tode Peter's III. ihrer Freiheit beraubt und in ihrem Kerkerleben mit unerbittlicher Strenge behandelt sah, hatte sich während ihrer Gefangenschaft mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, der beleidigte Stolz, die verletzte Eitelkeit der Kaiserin werde, eingedenk der Kränkungen, welche die ehemalige Nebenbuhlerin ihr zugefügt, dem Gefühle der Vergeltung freien Lauf lassen und jetzt, nachdem ein neuer Ukas die Wiedereinführung der Todesstrafe sanctionirt hatte, das Haupt der Gefangenen dem Beile des Henkers überliefern. Täglich, stündlich war die Gefangene darauf gefaßt, aus den Mauern ihres Kerkers zum Richtplatze geführt zu werden.

Aber selbst an der Schwelle des Todes ruhte Elisabeth's thränenfeuchter Blick im Gefühle schmerzlich-süßer Rückerinnerung auf dem Miniaturbilde, welches Peter III. ihr am Tage seiner Thronbesteigung als Zeichen seiner unwandelbaren Gunst geschenkt und um den Hals gehängt hatte mit den Worten: „Dein bin ich im Bilde, wie im Leben!“

In ganz Rußland war Gräfin Worontzow das einzige Geschöpf, das den Manen des unglücklichen Czaren aufrichtige Thränen tiefen Mitleids weihte, denn noch immer liebte ihr dankerfülltes Herz den Mann, der sie — die Häßliche — vor den schönsten Frauen seines Hofes ausgezeichnet und sie allein zur Mitwisserin aller Geheimnisse seines Herzens gemacht. Zwischen ihr und seinem treuen Pudel hatte er die letzten Tage seiner Gefangenschaft in Roptscha getheilt. Elisabeth's Liebe war der einzige Trost gewesen, der ihn für den Verlust seiner Krone entschädigt hatte.

Gräfin Elisabeth, seit dem Tage ihrer Einkerkerung gänzlich abgeschnitten von der Außenwelt, hatte seit drei Monaten keinen andern Menschen gesehen, als ihren Kerkermeister, der, stumm wie das Grab, keine ihrer Fragen beantworten, keine ihrer

Bitten erfüllen durfte. Er entzog ihr das Licht und verlängerte dadurch die Dauer der ohnehin langen Nächte. Mündlich und schriftlich hatte sie gebeten, ihr einen Priester zu senden, um ihm ihre Sünden zu beichten und aus seinem Munde die Tröstungen der Religion zu empfangen. Auch diese Bitte war unerfüllt geblieben. Der einzige Trost in der grabesstillen Einsamkeit ihres Kerkers war das Bild des Unvergeßlichen.

Elisabeth schwelgte in dem Anblicke der geliebten Züge, als sich die Riegel ihrer Zelle öffneten und sie ihren Vater, den General Roman Larionowitsch Worontzow, eintreten sah.

Sie flog freudetrunken an sein Herz. Er schloß sie mit zärtlicher Vaterliebe in seine Arme und küßte sie.

— Was bringst Du mir, mein Vater? fragte Elisabeth.

— Ich bringe Dir ein köstliches Geschenk! entgegnete der General freudig bewegt.

— Von wem, mein Vater? fragte die Gefangene.

— Von ihr, mein Kind, die Du schwer gekränkt, von ihr, die Dir großmüthig Verzeihung gewährt. Ich komme im Namen der Kaiserin, um Dir zu sagen, daß sie Dir die Freiheit schenkt.

Die berauschende Magie dieses Wortes schlug wie ein zündender Funke in die Seele der Gefangenen, die das, was sie so eben gehört hatte, nur geträumt zu haben glaubte.

— Darf ich meinem Ohre trauen? fragte Elisabeth. Ich bin frei, sagst Du, und darf diesen Kerker, darf dieses Grab verlassen?

— Unter einer Bedingung, meine gute Tochter!

— Und was verlangt man von mir? fragte Elisabeth mit einem Vorgefühle banger Ahnung.

— Daß Du Deine Hand einem Manne reichest, den die Huld Ihrer Majestät für Dich auserkoren hat.

— Nimmermehr, mein Vater, nimmermehr! Mag die Kaiserin über mein Leben, aber nicht über meine Hand verfügen! Was nützt die Freiheit, die sie mir schenkt, wenn sie mir dafür den Zwang auferlegt, meinem Gelübde, dem theuern unvergeßlichen Todten treu zu bleiben bis an's Ende meiner Tage, untreu werden zu müssen?

— Sie will ja nur Dein Glück! Die Zeit, Elisabeth, wird alle Wunden der Erinnerung schließen. In den Armen eines Gatten, der Dich liebt, wirst Du allmälig Den vergessen, der für Dich unwieder-

bringlich verloren ist. Hemme den Lauf Deiner Thränen, Elisabeth, lasse die Todten ruhen; wirf die Trauer, die Du trägst, von Dir und erwache zu neuem Leben!

— Und wer, mein Vater, ist der Mann, den Katharinens Gnade für mich auserkoren hat?

— Ich fürchte, daß sein Name Dich erschrecken wird. Aber fasse Muth, mein Kind, und vernimm, was ich im Auftrage der Kaiserin Dir zu sagen habe. Sie will, daß Du in dem Augenblicke, wo dieser Kerker sich für Dich öffnet, Deine Hand einem Manne reichen sollst, den sie unter die Flügel ihres Schutzes genommen und vor einer Stunde zum General-Admiral der russischen Flotte emporgehoben hat. Er ist einer der schönsten Männer ihres Hofes, eine jener Athleten-Gestalten, wie die Kaiserin sie vorzugsweise zu lieben pflegt.

— Und der Name dieses Mannes?

— Alexei Orloff!

— O meine Ahnung! rief Elisabeth erbebend. Klingt dieser Akt der Gnade nicht wie himmelschreiender Hohn, wenn Du bedenkst, daß dieser Elende, dem sie mich vermählen will, der verruchte Mörder Dessen

ist, den ich mit allen Kräften meiner Seele liebe und den ich nie vergessen werde? Welche grausame, alles sittliche Gefühl empörende Zumuthung! Wie konntest Du, der Du mein Vater bist und mich kennen mußt, Dich so tief erniedrigen, der Ueberbringer eines Antrags zu sein, der mich mit Schauder und Entsetzen erfüllt? Wäre ich würdig, Deinen Namen zu tragen, wenn Du mich bereit fändest, meine Freiheit um solch einen Preis zu erkaufen? Lieber will ich mein ganzes Leben einsam und verlassen im Kerker vertrauern, als eine Sekunde in den Armen eines Menschen ruhen, den ich hasse, den ich verabscheue, den ich tausendfach verwünsche, weil er es gewesen ist, der mir das Theuerste auf Erden geraubt hat. — Sage Deiner großen Kaiserin, mein Vater, daß Elisabeth Worontzow die Freiheit, um solchen Preis erkauft, mit Entsetzen zurückweisen muß und daß sie jeden Augenblick bereit ist, lieber das Schaffot als das Bett eines Mörders zu besteigen.

— Komm an mein Herz, Elisabeth, rief der General hochentzückt. Ich ehre die edle Gesinnung, die Dich belebt, und eile zu den Stufen des Thrones hin, um der Kaiserin zu sagen, daß meine Tochter lieber

sterben, als die Gattin Dessen werden will, den sie verabscheut. Bleibe standhaft, mein braves Kind, und zeige Deinen Feinden, die Dich in's Verderben stürzen wollen, daß Du den Muth besitzest, den Tod der Schande vorzuziehen.

Der General umarmte seine Tochter, drückte sie an sein Herz und hauchte einen Kuß auf ihre Augen, die verklärt zu ihm emporschauten. Er segnete sein Kind und ging. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Noch im Laufe des nämlichen Tages empfing die Gefangene den Besuch des Geheimen Raths Grafen Panin, der die ganze Macht seiner Beredtsamkeit aufbot, um Gräfin Elisabeth zu bewegen, sich dem Willen der Kaiserin zu fügen und ihre Hand dem Grafen Orloff zu reichen. Sie aber beharrte auf ihrer Weigerung. Panin verließ sie mit den Worten:

— Ich lasse Ihnen drei Tage Bedenkzeit. Am vierten Tage bleibt Ihnen dann keine andere Wahl, als — Kirche oder Schaffot, Trauung oder Hinrichtung!

Viertes Kapitel.

Gregor Orloff und sein Bruder. — Alexei beichtet ihm ein Geheimniß. — Männlicher Ehrgeiz einer Frau.

In der Nacht, die dem Tage gefolgt war, an welchem Gräfin Worontzow sich so standhaft geweigert hatte, auf Katharinens Heirathsplan einzugehen, saßen die beiden Günstlinge der Kaiserin, Gregor und Alexei Orloff, am Kaminfeuer, um sich gegenseitig unter dem Siegel brüderlicher Verschwiegenheit ihre Plane für die Zukunft mitzutheilen.

— Es ist zum Rasendwerden! begann Alexei. Die gute Kaiserin, die ihre Krone einzig und allein meiner Unerschrockenheit zu verdanken hat, muthet mir Dinge zu, die ich beim besten Willen nicht erfüllen kann. Ich möchte wissen, welcher Satan ihr den boshaften Rath eingeflüstert hat, mich mit Elisabeth Worontzow zu vermählen?

— Dieser Satan, guter Alexei, war ich! erklärte Gregor.

— Du gabst ihr diesen unsinnigen Rath? Und was bewog Dich dazu?

— Der glühende Haß, den ich auf Katharina Daschkow geworfen, seitdem ich weiß, daß sie mich an der Nase herumgeführt und meinen Nebenbuhler Panin erhört hat. Und weil ich aus dem eigenen Munde dieser kleinen ehrgeizigen Hexe weiß, daß sie nichts auf Erden so gründlich haßt, als ihre Schwester Elisabeth, fühle ich Mitleid mit diesem armen Geschöpfe und gebe mir alle erdenkliche Mühe, eine Aussöhnung zwischen ihr und der Kaiserin herbeizuführen. Letztere hat — Dank meiner Ueberredungsgabe! — mir das Versprechen gegeben, die Gräfin zu begnadigen, wenn diese Dich heirathen will.

— Aber, Teufel, warum denn gerade mich?

— Weil wir Beide — die Kaiserin und ich — der Meinung sind, daß Du der Mann bist, der mehr als jeder Andere geeignet ist, ihren Starrsinn zu beugen, die Racheplane, die sie hegt, zu vereiteln und sie auf diese oder jene Weise zur Vernunft zu bringen oder unschädlich zu machen. Die Kaiserin hat

mir versprochen, Gräfin Elisabeth, sobald sie Dein Weib ist, wieder an den Hof zu ziehen und in die Zahl ihrer Ehrendamen aufzunehmen. Gelingt mir dieser Plan, dann weiß ich, daß Katharina Daschkow aus Aerger darüber augenblicklich den Hof verlassen wird. Geht sie, dann verliert Panin seine mächtigste Stütze; dann wird auch er beseitigt und zuletzt bin ich der Mann, in dessen Händen Rußlands Schicksal liegt. Begreifst Du meinen Plan?

— Vollkommen, Gregor! Aber zürne mir nicht, mein Bruder, wenn ich Dir ehrlich gestehe, daß ich nicht die geringste Lust verspüre, mir Deinetwegen eine Frau auf den Hals zu laden, die mir ganz und gar mißfällt.

— Du sprichst wie ein Kind, Alexei! Man muß, will man an diesem Hofe hier sein Glück machen, in diesem Punkte nicht allzuwählerisch sein. Ich für meinen Theil heirathe die Hexe von Endor und des Teufels Großmutter, sobald ich überzeugt bin, daß dieser Weg mich zu meinem Ziele führt.

— Fordere alles Andere von mir, nur diese verwünschte Heirath nicht!

— Und warum sträubst Du Dich dagegen?

— Gregor, mein Herz ist nicht mehr frei.

— Unglücklicher, Du liebst?

— Einen Engel an Schönheit und Tugend!

— Und der Name Deines sogenannten Engels?

— Ich habe das Gelübde gethan, ihn so lange zu verschweigen, bis die Mutter dieses Engels ihre Einwilligung zum Bunde unserer Herzen giebt.

— Das klingt in der That so rührend-romantisch, daß ich mit Deiner gütigen Erlaubniß darüber herzlich lachen muß.

— O spotte nicht einer Neigung, die mich glücklich, die mich selig macht!

— Du weigerst Dich also wirklich, Jene, die wir für Dich bestimmt haben, zu heirathen?

— Ich bin gebunden durch heilige Schwüre.

— Dann gebe ich Dich auf, Alexei, dann bist Du verloren für mich. Erfährt die Kaiserin, daß Du einen andern Willen hast, als ihren eigenen, dann wird sie — ich fürchte es! — die Sonnenblicke ihrer Huld einem Andern zuwenden, der gefügiger und dankbarer ist, als Alexei Orloff.

— Ich habe mehr für sie gethan, als ich vor Gott und meinem schwer gepeinigten Gewissen ver-

antworten kann. Verlangt von mir nicht größere Opfer, als ich zu bringen im Stande bin.

Es trat eine unheimliche Pause ein.

— Alexei, begann Gregor, ich fühle, daß Du Recht hast, und lasse Dir deßhalb freie Wahl, zu thun, was Dich glücklich macht. Nur Eine Bitte habe ich noch . . .

— Was soll ich thun mein Bruder?

— Verschweige der Kaiserin so lange als möglich das Geheimniß Deiner Liebe und biete die ganze Macht Deines Einflusses auf, sie zu bewegen, der Gräfin Worontzow, selbst dann, wenn sie, wie ich vermuthe, auf ihrer Weigerung, Dir ihre Hand zu reichen, beharren sollte, volle Verzeihung angedeihen zu lassen. Sage und beweise ihr, daß sie durch diesen Akt der Großmuth alle Freunde des verstorbenen Kaisers mit sich aussöhnen wird.

— Das soll geschehen, mein Bruder!

— Gelingt es unsrer beiderseitigen Fürsprache, die häßliche und deshalb Keinem gefährliche Gräfin Worontzow wieder an den Hof zu bringen, dann wird die boshafte Fürstin Daschkow Feuer und Flamme speien. Gelingt es uns, Jene zu halten, dann fällt Diese, die mir und Dir im Wege steht. Die schlaue Schlange

Daschkow ist's, durch die der nicht minder schlauere Fuchs Panin in der Gunst der Kaiserin von Tage zu Tage festern Boden gewinnt. Er ist's, den ich glühend hasse, weil sie ihn liebt, und darum muß von heute unser gemeinschaftliches Streben dahin gehen, erst sie, dann ihn zu stürzen. Und nie, Alexei, war die Gelegenheit günstiger dazu, als eben jetzt! Katharina Daschkow, deren männlicher Ehrgeiz keine Grenze kennt, bestürmt die Kaiserin tagtäglich mit neuen Ansprüchen. Die Herrschaft, die der Geist der schlauen Circe nach und nach über den Willen der Monarchin sich errungen hat, ist so groß und überwältigend, daß Alles, was sie bis jetzt begehrt hat, ihr großmüthig gewährt worden ist; ihr Ehrgeiz aber rastet nicht. Du wirst erstaunen, wenn ich Dir sage, was sie jetzt verlangt: sie will um jeden Preis Obrist der Preobradschenski-Garde sein.

— Sie, eine Frau? Und warum gerade dies?

— Weil ihr zierlicher Wuchs sich von Jugend auf besser in Männer- als in Frauen-Kleidern gefallen hat. Sie liebt das Außergewöhnliche: es schmeichelt ihrer Eitelkeit, sich zu Pferde an der Spitze einer Truppe zu zeigen, die ihrem Befehle gehorchen muß.

In diesem mehr als lächerlichen Ehrgeize wird sie von ihrem Freunde Panin bestärkt, der in ihren Händen weiches Wachs ist und sich gänzlich von ihr beherrschen läßt. Auch er bestürmt die Kaiserin, den Wunsch der Fürstin zu erhören. Noch zögert sie zwar, aus Besorgniß, sich durch deren Ernennung eine Blöße zu geben, aber vielleicht morgen schon unterzeichnet sie das Patent und setzt dadurch der Eitelkeit der ehrgeizigen Hexe die Krone auf.

— Wir müssen die Ausfertigung jenes Patents um jeden Preis zu hintertreiben suchen.

— Doch wodurch?

— Lasse mich dafür sorgen, Gregor! Ich werde Mittel und Wege finden, diesen Obristen in spe, dessen Ehrgeiz Dir im Wege steht, vor allem Andern so lächerlich zu machen, daß die Kaiserin weit eher ein Verbannungsdecret, als solch ein Obristen-Patent unterzeichnen wird.

Und dann trennten sich die Brüder.

Fünftes Kapitel.

Ein Obrist in gesegneten Umständen. — Die Dame mit den rothen Handschuhen wird begnadigt. — Katharinens muthmaßlicher Bräutigam. — Schilderung des Prinzen Friedrich Erdmann von Anhalt-Köthen-Pleß. — Graf Victor Solms. — Gute Rathschläge. — Die Audienz.

Zwei Tage nach jenem Zwiegespräche der beiden Brüder Orloff verbreiteten sich mit der Schnelligkeit eines Heckenfeuers drei wichtige Neuigkeiten, die in allen Schichten der Petersburger Bevölkerung ungeheures Aufsehen erregten.

Die erste dieser Neuigkeiten betraf die Fürstin Daschkow, die wegen ihrer Ränkesucht beim Volke eben so verhaßt, als bei Hofe beliebt war. Man erzählte sich mit ungeschminkter Schadenfreude, die Kaiserin habe in dem Augenblick, als sie im Begriff gewesen sei, das Patent der Fürstin Daschkow zum Obristen der Preobradschenski'schen Garde zu vollziehen, aus

ganz zuverlässiger Quelle die geheime Mittheilung erhalten habe, daß ihr Obrist in spe gesegneten Leibes sei und sich, äußerm Vernehmen nach, bereits im vierten Monate der Schwangerschaft befinde. Aus diesem und keinem andern Grunde habe Ihre Majestät allerhuldreichst geruht, deren Ernennung bis auf Weiteres hinauszuschieben.

Die zweite Neuigkeit betraf die Schwester der Fürstin. Ganz Petersburg vernahm mit großer Theilnahme, daß Gräfin Worontzow, die Dame mit den rothen Handschuhen, von der Kaiserin begnadigt und seit gestern in die Zahl Allerhöchstihrer Ehrendamen aufgenommen sei, ein Gnadenact, der die Schwester der Begnadigten in so hohem Grade alterirt, daß sie aus Aerger darüber die Gelbsucht bekommen habe.

Die dritte Neuigkeit betraf die Kaiserin. Alle Gimpel auf den Dächern der guten Stadt Petersburg erzählten sich mit großer Befriedigung, der muthmaßliche Bräutigam Ihrer Majestät, Prinz Friedrich Erdmann von Anhalt-Köthen-Pleß, sei in vergangener Nacht unter dem Namen eines Grafen von Plötzkau mit überaus zahlreichem Gefolge in der Hauptstadt angelangt und vorläufig im Hôtel des preußischen

Gesandten abgestiegen. — Wir beeilen uns, sogleich hinzufügen, daß das „überaus zahlreiche" Gefolge des Prinzen bei näherer Besichtigung in zwei Mann zusammenschrumpfte, von denen der Eine die Stelle seines Leibarztes, der Andere jene seines Kochs zu bekleiden die Ehre hatte und gleichzeitig dessen Kammerdiener war.

Sämmtliche Bewohner des Winter-Palais waren nicht wenig gespannt, die Bekanntschaft eines Prinzen zu machen, von dem alle Welt wußte, in welcher Absicht er nach Petersburg gekommen sei.

Auch Katharina fühlte nach der äußerst vortheilhaften Schilderung, welche Friedrich der Große von der Persönlichkeit seines Empfohlenen ihr entworfen hatte, eine leise Anwandlung leicht verzeihlicher Neugier, den schmucken Vetter, den sie bisher kaum dem Namen nach gekannt hatte, bald von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Vor allem Andern hatte der König von Preußen eine Eigenschaft des Prinzen, seine frappante Aehnlichkeit mit dem Grafen Stanislaus August Poniatowski gerühmt, weil Friedrich wohl wußte, daß dieser Pole zu der Zahl ihrer Günstlinge gehört hatte zu einer Zeit,

als sie noch Großfürstin und dieser Stanislaus am Hofe der Kaiserin Elisabeth der Gesandte König August's III. von Polen gewesen war. — Schon diese Aehnlichkeit allein hatte für die Kaiserin so viel Verlockendes, daß sie im Voraus für den Prinzen in nicht geringem Maße eingenommen schien.

— Ist mein Herr Vetter, gestand sie sich in einem schwachen Augenblick, wirklich so schön und geistreich, so kühn und gewandt, wie jener polnische Antinous, dann wird er das Geheimniß, mir zu gefallen, leichter als jeder Andere errathen und mir gefährlicher werden, als ich, aufrichtig gesagt, es wünsche.

Prinz Friedrich Erdmann — zwei Jahre jünger als die Kaiserin — war in der That gar nicht übel. Seine große Gestalt, seine schlanke Hüfte, sein schön geformtes Bein, sein zierlicher Fuß ließen nichts zu wünschen übrig. Seine Physiognomie besaß — trotz ihres auffallenden Mangels an Geist — dennoch etwas Einnehmendes: in allen seinen Zügen lag ein hoher Grad deutscher Biederkeit und harmloser Gutmüthigkeit ausgeprägt. Sein reiches, nach der Sitte der damaligen Zeit in einen spießbürgerlichen Zopf auslaufendes, schneeweiß gepudertes Haar stach gar nicht

unangenehm von der pechschwarzen Farbe seiner überaus starken Augenbrauen und von dem knallrothen Colorit seines kleinstädtisch gesunden Gesichtsteints ab. Die gütige Mutter Natur hatte ihn mit zwei Perlenreihen makelloser Zähne begabt, mit deren Hilfe er im Nothfall sogar Hufeisen zermalmt hätte. Es fehlte nichts als ein Bischen Geist, um diese hübsche männliche Gestalt in einen Adonis umzuschaffen.

Aber trotz seiner einunddreißig Jahre war der liebe Prinz schüchtern wie ein Cadet und furchtsam wie ein junges Mädchen. Die Erziehung, die er am kleinen Hofe seiner Eltern genossen hatte, war in so hohem Grade mangelhaft gewesen, daß seine Bildung selbst ganz bescheidenen Ansprüchen nicht zu genügen vermochte.

Prinz Friedrich Erdmann war so unverantwortlich blöde und so bodenlos verlegen, daß die geringfügigste Kleinigkeit ihn gänzlich aus der Fassung brachte; dann stammelte er Worte ohne Zusammenhang, verwickelte sich in Redensarten, die kein Ende nahmen und immer Stoff zum Gelächter gaben, besonders dann, wenn er sich, ganz gegen seine Neigung, gezwungen sah, französisch zu sprechen, was leider seine allerschwächste

Schwäche war. Es ging ihm dann nicht besser, wie der Mehrzahl seiner Sprachgenossen, die so unglücklich sind, in den meisten Fällen das Geschlechtswort zu verwechseln und mit wahrhaft bewundernswürdiger Consequenz fast immer le statt la, wie umgekehrt la statt le zu sagen.

Der preußische Gesandte, Graf Victor Solms, der den Grad der Bildungshöhe Seiner Anhalt-Köthen-Pleß'schen Durchlaucht augenblicklich durchschaut und vollkommen richtig gewürdigt hatte, beeilte sich, seinem erlauchten Gaste, bevor dieser mit ihm zur kaiserlichen Audienz fuhr, den wohlgemeinten Rath zu geben, sich bei Hofe ja nicht viel in unnütze Gespräche einzulassen.

— Ich bitte und beschwöre Sie, mein Prinz, der alten Weisheitsregel der Chinesen eingedenk zu sein: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold!" Geruhen Sie deshalb, sich lieber zehn Mal in goldenes Schweigen zu hüllen, als auch nur Ein Mal irgend etwas zu reden, was Ew. Duchlaucht sehr leicht der Gefahr aussetzen könnte, minder geistreich zu erscheinen, als man von einem Prinzen Ihrer Extraction mit vollem Rechte erwarten darf.

— Ich werde Ihren gütigen Rath, Herr Graf, gewissenhaft befolgen, und bei Hofe außerordentlich schweigsam sein.

— Bemühen Sie sich ferner, mein Prinz, Ihre mädchenhafte Schüchternheit abzustreifen und dreister aufzutreten als bisher. Vergessen Sie nicht, daß Sie vor Allem Mann und überdies auch Prinz sind.

— Ich werde mir Mühe geben, weder das Eine, noch das Andere zu vergessen.

— Nichts imponirt hier mehr als Kühnheit. Dem Kühnen, Durchlaucht, lächelt das Glück!

— Ich werde also mit Ihrer gütigen Erlaubniß so kühn als nur irgend möglich sein.

— Ein Mann Ihrer Stellung darf durch nichts in der Welt sich aus der Fassung bringen lassen. Die deutsche Rede, die Sie sich zur Begrüßung der Kaiserin einstudirt haben, ist kurz und bündig, aber da es — was die Vorsehung verhüten wolle! — dennoch geschehen könnte, daß Ew. Durchlaucht, geblendet vom Glanze Ihrer Majestät, das Unglück hätten, in Dero Rede stecken zu bleiben, bitte ich Sie im Voraus, dadurch ja nicht in Verlegenheit zu gerathen und sich zu helfen, so gut es eben geht.

— Und wodurch, wenn ich fragen darf?

— Durch einen gewissen Grad von Unverschämtheit, die in einzelnen Fällen durchaus nicht zu verachten ist. Ein Beispiel wird genügen, Ew. Durchlaucht die Richtigkeit dieses Grundsatzes zu beweisen. Als Graf Otto Wilhelm von Königsmark, sechsundzwanzig Jahre alt, 1667 als schwedischer Gesandter am Hofe von Versailles erschienen war, um vor den Stufen des Thrones, auf welchem Ludwig XIV. in seinem gravitätischen Ernste und in seiner gußeisernen Würde saß, seine Antrittsrede in schwedischer Sprache zu halten, fühlte er urplötzlich, inmitten der Rede, daß sein Gedächtniß ihn verließ. Jeder Andere wäre in Verlegenheit gerathen; Königsmark aber behauptete mit der ihm angeborenen Unverschämtheit seine volle Fassung und sagte nun statt der Rede, die ihm entfallen war, unter zahllosen Verbeugungen, die Seine Majestät allerhuldreichst zu erwiedern geruhte, das schwedische „Vater unser" her. Die Herren seines Gefolges, die zum Glück die Einzigen waren, welche den Sinn dieser Rede verstanden hatten, beeilten sich nun auch ihrerseits, sich möglichst tief zu verbeugen, um bei der Feierlichkeit dieses Anlasses so ernst als möglich zu

bleiben. — Sollte nun, mein Prinz, ein ähnliches Unglück auch Ihnen widerfahren, dann zeigen Sie sich gefaßt, wie jener junge Schwede, der sich so trefflich zu helfen verstand.

— Ich habe die bewußte Rede auf dem zwölf Tage langen Wege von Köthen nach Petersburg so fest auswendig gelernt, daß ich meiner Sache ziemlich sicher bin und mit Gottes allergnädigster Hilfe nicht werde stecken bleiben.

— Dann kommen Sie, mein lieber Prinz! Ihre Majestät die Kaiserin erwartet uns! — — —
— — — — — — — — — — —

Eine Viertelstunde später hielt der kaiserliche Staatswagen, der den Prinzen von Anhalt-Köthen-Pleß in Begleitung des preußischen Gesandten zur Audienz abgeholt hatte, vor dem Haupt-Eingange des Winter-Palais, an welchem eine Abtheilung der Ismailow'schen Garde unter dem Gewirbel der Trommeln in's Gewehr trat, um sämmtlichen Bewohnern des Schlosses die Ankunft Seiner Durchlaucht anzukündigen.

Sechstes Kapitel.

Der anhaltinische Telemach und sein preußischer Mentor. — Die Aehnlichkeit, die dem Ersteren gut zu Statten kommt. — Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.

Die Kaiserin, die den anhaltinischen Telemach und seinen preußischen Mentor absichtlich ohne große Förmlichkeiten zu empfangen geruhte, hatte nur Eine Dame ihres zahlreichen Hofstaats — die Oberhofmeisterin Gräfin Narischkin — um sich, als Prinz Friedrich Erdmann, vorgestellt durch den Grafen Solms, weit besser, als dieser es erwartet hatte, den Knäuel seiner wohleinstudirten Rede abwickelte und sich dann, freilich etwas steif und schwerfällig, auf sein rechtes Knie niederließ, um die huldvoll dargereichte Hand seiner kaiserlichen Muhme an den Saum seiner zaghaft-schüchternen Lippen zu ziehen.

Katharina, deren blitzschnell musterndes Auge zwischen

ihm und jenem ihr unvergeßlichen Stanislaus Poniatowski nicht die geringste Spur von Aehnlichkeit aufzufinden vermochte, schien dessenungeachtet an ihrem Vetter so viel freundschaftliches Wohlgefallen zu finden, daß sie das blaue Band und die mit Brillanten geschmückten Insignien des Andreas-Kreuzes, das sie selber trug, abnahm und mit dem allergnädigsten Lächeln, das ihrer Miene zur Verfügung stand, um seine Schulter hing.

Seine Durchlaucht verneigte sich gerührt und hüllte sich dabei, laut Anweisung seines Begleiters, in goldenes, vierundzwanzigkarätiges Schweigen.

Die Kaiserin, die seine Blödigkeit bald durchschaut hatte, bot alle Hülfstruppen ihrer Liebenswürdigkeit auf, um ihrem äußerst schüchternen Vetter mehr Zutrauen zu sich selber einzuflößen und ihn nach und nach etwas gesprächiger zu machen.

Sie ersuchte den Prinzen, die Gemächer, die sie für ihn im Winter-Palais habe in Bereitschaft setzen lassen, wo möglich noch heute zu beziehen und sich an ihrem Hofe eben so heimisch zu fühlen, als an seinem eigenen.

Der Prinz verneigte sich und — schwieg.

— Zürnen Sie mir nicht, lieber Graf, sagte sie zum preußischen Gesandten, daß ich Ihnen meinen vielgeliebten Vetter so rasch entführe; doch frage ich Sie selbst, wo könnten Seine Durchlaucht besser aufgehoben sein, als bei mir? „Ou peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?“

Der Prinz, der das unwiderstehliche Bedürfniß fühlen mochte, der Kaiserin zu beweisen, daß er die feine Schmeichelei dieser französischen Phrase sehr wohl verstanden habe, machte eine klaftertiefe Verbeugung und beantwortete diese Galanterie mit einem ängstlich herausgepreßten „Oui.“

Gräfin Narischkin mußte, wie sie der Kaiserin nach der Audienz zu gestehen wagte, an den Tod ihres einzigen Kindes zurückdenken, um bei Anhörung dieses anhalt-köthenschen „Oui“ nicht in beschämend lautes Lachen auszubrechen.

— Wir werden bemüht sein, fuhr die Kaiserin fort, unsern liebenswürdigen Vetter nach besten Kräften zu unterhalten und Alles aufzubieten, um ihm seinen hiesigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

Seine Durchlaucht geruhten wieder zu schweigen.

— Wir werden unserm Hofkapellmeister Galuppi

noch heute den Auftrag ertheilen, zur Feier Ihrer Anwesenheit eine neue Oper zu componiren. Lieben Sie die italienische Musik? fügte sie hinzu, um den Schweigsamen endlich zum Sprechen zu bewegen.

— Nein! entgegnete er kurz und bündig.

— Und warum nicht? fragte die Kaiserin.

— Majestät, das weiß ich selber nicht.

— Diese Antwort, lieber Vetter, ist wenigstens sehr aufrichtig. Vielleicht sind Sie der italienischen Oper nur darum abgeneigt, weil die Sänger, die Sie bisher gehört, Ihnen nicht gefallen haben. Die Unsrigen werden Sie mehr befriedigen. Unsere Primadonna, Signora Colonna, für die ganz Petersburg schwärmt, wird, wie ich hoffe, auch Ew. Liebden bezaubern.

Neues Schweigen und Verneigen.

— Wir werden zu Ehren unseres erlauchten Gastes Caroussels und Tourniere veranstalten, um ihm Gelegenheit zu verschaffen, den Damen unseres Hofes seine Bravour in allen Künsten des Ritterthums zu zeigen. Wir wollen Preis-Richterinnen ernennen, die den Sieger mit ihren Farben schmücken werden. Mit Einem Wort, Vetter, Ihr Aufenthalt an meinem Hofe

soll einem ununterbrochenen Feste gleichen aus „Tausend und Einer Nacht“ und seien Sie im Voraus überzeugt, daß Ihre Muhme sich glücklich schätzen wird, wenn es ihr gelingen sollte, Sie einigermaßen zu zerstreuen.

Friedrich Erdmann beharrte in seinem Schweigen. Die Kaiserin wußte nicht mehr, was sie sagen sollte, um seine anhalt-köthen'sche Zunge zu lösen.

— Gehen Sie mit Gott und allen Heiligen, sagte Katharina, die endlich die Geduld verlor, und gestatten Sie mir, Ihnen in der Person meines ersten Kammerherrn und Flügel-Adjutanten, Grafen Gregor Gregoriewitsch Orloff, einen Ehren-Cavalier zuzutheilen, der Tag und Nacht bemüht sein wird, jedem Ihrer Befehle pünktlich nachzukommen.

Durchlaucht verneigten sich zum neunundzwanzigsten Male.

— Graf Solms, fuhr sie fort, ich bitte und beauftrage Sie, Seine Majestät den König von Preußen in meinem Namen dankbar zu grüßen und ihn wissen zu lassen, wie groß das Vergnügen ist, das er mir durch den Genuß der persönlichen Bekanntschaft meines erlauchten Vetters zu verschaffen geruht hat.

Die Audienz war nun zu Ende. Der Schweigsame und sein Mentor traten ihren Rückzug an.

— Nun, meine Liebe, wie gefällt er Dir? fragte die Kaiserin ihre Oberhofmeisterin.

— Majestät, stammelte Gräfin Narischkin sehr verlegen, ich finde, daß der Prinz ...

— Ziemlich hübsch, aber etwas langweilig ist, ergänzte die Kaiserin. Ganz so denke auch ich! Aber dessenungeachtet, gute Narischkin, habe ich ein ganzes Alphabet von Gründen, gewisse Leute, deren Namen ich Dir nicht zu nennen brauche, glauben zu machen, daß Prinz Friedrich Erdmann mir über alle Maaßen gut gefällt, um deren Treue und Anhänglichkeit für mich ein klein wenig auf die Probe zu stellen. Aus diesem Grunde werde ich meinen Vetter mit tausend Aufmerksamkeiten aller Art überhäufen, um dadurch die Eifersucht Derer zu erregen, deren Gesinnung zu prüfen ich gesonnen bin. Ich rechne dabei auf Deine volle Verschwiegenheit und bitte Dich inständigst, Jeden, wer er auch sei, in dem Glauben zu bestärken, daß der Eindruck, den mein muthmaßlicher Bräutigam auf mich gemacht hat, ein auffallend günstiger sei. —— Doch nun zu einer ernstern Angelegenheit! Gestern Abend meldete

mir eine geheime Depesche meines Gesandten am Versailler Hofe, daß d'Alembert, dem ich in einem eigenhändigen Schreiben und unter den glänzendsten Bedingungen die Lehrerstelle im Hofstaate meines Sohnes angetragen, sich aus mir unbekannten Gründen entschieden geweigert habe, diesen Posten anzunehmen, und heute Morgen erfuhr ich aus ganz zuverlässiger Quelle, daß hinter dieser Weigerung, die für mich so viel Kränkendes hat, kein Anderer steckt, als meine gute Freundin Daschkow, welche mir, wie ich höre, nicht verzeihen kann, daß ich seit drei Monaten mich standhaft geweigert habe, das bewußte Patent zu unterzeichnen, und die seit gestern erkrankt sein soll, weil ich ihre Schwester, der ich Alles verziehen, in den Kreis meiner Hofdamen aufgenommen habe. Bei Deiner Liebe zu mir bitte und beschwöre ich Dich, zu der Fürstin augenblicklich hinzueilen und die ganze Macht Deines Scharfsinns aufzubieten, um zu erfahren, ob sie es gewesen ist, welche unsern gemeinschaftlichen Freund d'Alembert bewogen hat, mir diesen bösen Streich zu spielen.

— Der Wille Ihrer Majestät geschehe! sagte die Oberhofmeisterin, die sofort zur Fürstin Daschkow fuhr.

Siebentes Kapitel.

Ein Krankenbesuch. — Die Gelbsucht der Fürstin Daschkow. — Sie will Obrist werden à tout prix. — Voltaire Diderot, d'Alembert. — Eine Einladung zu einem Gabelfrühstücke.

Gräfin Narischkin fand die Fürstin Daschkow, als sie derselben angemeldet worden war, wirklich bettlägerig.

— Du bist also wirklich krank? fragte die Oberhofmeisterin im Tone der zärtlichsten Theilnahme.

— Ernstlich krank! Die Aerzte meinen, es sei die Gelbsucht . . .

— Und was, arme Freundin, hat Deine sonst so blühende Gesundheit urplötzlich so sehr angegriffen?

— Der böse Aerger, meine gute Narischkin!

— Und wer, liebes Kind, hat es gewagt, die Klügste und Beste von uns Allen so lieblos zu ärgern?

— Wer anders als sie, die mein Muth und mein

Anhang allein auf den Thron gehoben hat, und die jetzt zum Lohne der Dienste, die ich ihr geleistet, so himmelschreiend undankbar ist, daß sie meine einfältige, ungerathene Schwester, die ich hasse, mir zum Trotze begnadigt und sie, die ehemalige Pompadour ihres albernen Gemahls, zur Ehrendame ernannt hat, während sie mir, mir, die ich so viel, so unendlich viel für sie gethan, Alles, Alles, ja sogar das Patent eines Obristen ihrer Garde, abzuschlagen wagt!

— Du wirst doch bereits gehört haben, daß sie eben im Begriff gewesen war, Deine Ernennung zu unterzeichnen, als sie, aus ganz zuverlässiger Quelle, jene bewußte Mittheilung erhielt. Denke Dich nun, kleiner Eigensinn, in die Lage der Kaiserin, die nach dem, was sie gehört, es unmöglich wagen konnte, einen Obristen zu ernennen, der in der Gefahr schwebt, in vier oder fünf Monaten von einem Knaben oder Mädchen entbunden zu werden.

— Bist Du verrückt, Narischkin? Wie kannst Du, die Du mich kennst, so thöricht sein, von mir eine solche Albernheit zu glauben?

— Aber, Kind, Du bist ja verheirathet?

— Mein Gemahl lebt seit Jahr und Tag auf

seinen Gütern in Moskau, und Ihr Alle wißt recht gut, daß er sich so wenig um mich bekümmert, als ich mich um ihn bekümmere.

— Aber trotzdem, Liebe, wäre es doch möglich . . .

— Was denkst Du denn von mir? Ich schwöre Dir, daß das, was man der Kaiserin in's Ohr geflüstert hat, ein lächerliches Mährchen, eine boshafte Verläumdung ist, ersonnen von einem meiner hinterlistigen Feinde, dem ich im Wege stehe.

— Wie aber, wenn ich Dir sage, daß selbst einer Deiner Aerzte . . .

— Jener Arzt, den ich unlängst fortgejagt habe, ist ein elender Verläumder, ein teuflischer Schurke, ein Nichtswürdiger, den ich verklagen werde. Sage dies der Kaiserin; sage ihr, daß man mich um jeden Preis bei ihr verläumden will, und daß ich nicht eher ruhen werde, bis, zum Aerger meiner Feinde, das bewußte Patent in meinen Händen ist.

— Ich werde es der Kaiserin berichten und nicht verhehlen, sie zu bitten, Deinem Eigensinne, wie seltsam er Manchem auch erscheinen mag, in Gnaden zu willfahren. Einstweilen habe ich Dir im Namen Ihrer Majestät, die sich angelegentlich nach Deinem Be-

finden erkundigen läßt, viele Grüße aus Paris zu überbringen.

— Von wem? fragte die Fürstin anscheinend gleichgiltig.

— Von drei Freunden, mit denen Du in beständigem Briefwechsel stehst. Zuerst von Voltaire, der Dich seine „Tomiris parlant français“ nennt und in Dich — beneidenswertheste Deines Geschlechts! — fast mehr noch als in die Kaiserin selbst ernstlich vernarrt zu sein scheint.

— Dieser Voltaire ist ein verdächtiger Schmeichler, der jeder gekrönten Schürze und Nachtmütze mit vollen Händen Weihrauch streut und auf dessen anrüchiges Lob ich nicht mehr Gewicht lege, als auf die unsinnige Verläumdung meiner Feinde.

— Du bist sehr ungerecht gegen ihn.

— Und gewiß habe ich Gründe dazu.

— Nenne sie mir!

— Ein andres Mal, nur heute nicht!

— Nicht minder warme Grüße sendet Dir Freund Diderot.

— Der ist ein Ehrenmann, den ich achte, den ich liebe. Wäre ich — dem Himmel sei's geklagt! —

nicht vermählt, und wäre dieser Diderot nicht schon etwas gar zu alt für mich, den heirathete ich auf der Stelle und verkröche mich mit ihm in den finstersten Winkel der Welt, begnügte mich mit dem Ruhme, Mitarbeiterin an seiner Encyklopädie zu sein und auszurufen mit ihm: „Es werde Licht!"

— Ich theile Deinen schönen Enthusiasmus und beneide Dich um den Reichthum Deiner Kenntnisse, wie um die Zahl Deiner gelehrten und hochberühmten Freunde. Auch d'Alembert bittet, Dich zu grüßen.

— Hat auch er der Kaiserin geschrieben? fragte sie verwundert.

— Heute früh hat sie von ihm die Nachricht erhalten, daß er nach langem Zögern sich endlich doch entschlossen habe, sagte die Oberhofmeisterin absichtlich zögernd, die angefangene Phrase zu vollenden.

— Wozu? fragte die Fürstin mit wachsender Neugier.

— Den an ihn ergangenen Ruf anzunehmen.

— Welchen Ruf, meine Liebe? fragte Katharina Daschkow.

— Es wird Dir bekannt sein, daß die Kaiserin, aus mütterlicher Fürsorge für die Erziehung ihres

einzigen Sohnes, Herrn d'Alembert ersucht hatte, bei dem Großfürsten-Thronfolger die Stelle eines Informators anzunehmen.

— Davon wußte ich keine Sylbe. Und d'Alembert, sagtest Du, habe diese Stelle „nach langem Zögern" angenommen und würde nun, fragte sie mit allen Zeichen neugieriger Ungeduld, nach Petersburg kommen?

— Er hat es der Kaiserin zugesagt.

— Das freut mich, freut mich unendlich, erwiderte die Fürstin nach kurzer Pause mit einem Anfluge von Frohlocken.

— Diese Nachricht scheint Dich zu erfreuen.

— Und warum sollte sie es nicht? Kommt Freund d'Alembert — was ich übrigens noch sehr bezweifle! — wirklich nach Petersburg, dann ist doch wenigstens ein Mann da, von welchem Unser Einer noch etwas lernen kann; denn was sind alle Gelehrten unserer russischen Akademie gegen einen Mann, wie dieser d'Alembert?! Aber jubelt darüber nicht zu früh! Denn ich fürchte, daß d'Alembert, der über Alles seine Unabhängigkeit liebt, am Ende doch nicht kommen wird.

— Glaubst Du das wirklich?

— Ich wette darauf! sagte die Fürstin.

Und das genügte der schlauen Oberhofmeisterin.

— Du kennst die Menschen, sagte sie. Nun aber, liebe Freundin, bitte ich Dich im Namen der Kaiserin, die Dir von ganzem Herzen gute Besserung wünschen läßt, Deine uns Allen theure Gesundheit ja recht sehr zu schonen und nicht zu früh Dein Bett zu verlassen, denn die Gelbsucht, kleiner Eigensinn, ist namentlich in dieser Jahreszeit höchst bedenklich, und die Kaiserin und meine Wenigkeit würden untröstlich sein, wenn wir erführen, daß Dein Zustand — was Gott und die heilige Mutter von Kasan huldreich verhüten wolle! — sich verschlimmert hätte.

Gräfin Narischkin beugte sich über das Bett der kranken Freundin, hauchte einen kühlen Kuß auf deren glühende Stirn und empfahl sich.

Kaum hatten sich die Vorhänge des Krankenzimmers hinter der Gräfin geschlossen, als die Fürstin Daschkow, urplötzlich gesund wie ein Fisch im Wasser, aus ihrem Bette heraussprang mit den Worten:

— Ich weiß recht gut, was sie hergeführt. Die Kaiserin wollte sich überzeugen, ob ich wirklich krank sei. Für *sie* bin ich's so lange, bis sie

mich zum Obristen ernennt; für Ihn aber bin ich kerngesund.

Nachdem sie sich angekleidet hatte, setzte sie sich an ihr Schreibpult und warf eilig folgende Zeilen auf's Papier:

„Lieber Panin! Mit Sehnsucht erwartet Sie heute zum Gabelfrühstück

Katharina Daschkow."

Achtes Kapitel.

Baldassare Galuppi. — Carlo Goldoni. — Zehn Städte für einen Voltaire! — Dessen Verse an Katharina. — Fedor Orloff und der Verhaftsbefehl.

Während Gräfin Narischkin am Krankenbette des Obristen in spe gesessen und sich dort mit der ganzen Gewandtheit eines weiblichen Spions der ihr anvertrauten Mission entledigt hatte und jetzt nach dem Schlosse zurückfuhr, um der Kaiserin die glänzenden Erfolge jener Sendung mitzutheilen, war Katharina in ihrem Arbeits-Cabinet damit beschäftigt gewesen, zu Ehren ihres Vetters eigenhändig das Programm zu einer Reihe glänzender Hoffestlichkeiten zu entwerfen und in Bezug auf die pünktliche Ausführung derselben sowohl dem Oberhofmarschall, Grafen Karl v. Sievers, als dem Oberstallmeister, Fürsten Peter Iwanowitsch

Repnin, die dazu nöthigen Instructionen zu ertheilen. Nachdem dies geschehen war, ließ sie ihren Hofkapellmeister rufen.

Baldassare Galuppi, der sich gleich darauf eingestellt hatte, war ein Unterthan der venezianischen Republik, gebürtig auf der Insel Burano, und trotz seiner sechzig Jahre noch so frisch und rüstig wie ein Vierziger und dabei ein so vollendeter Hofmann, daß er schon aus diesem Grunde zu den Lieblingen der Kaiserin gehörte, die sich auffallend gern mit ihm zu unterhalten pflegte.

— Ist es Ihnen möglich, Signor Maëstro, fragte Katharina, mir die Gefälligkeit zu erweisen, in spätestens vierzehn Tagen eine neue Oper zu schreiben?

— Meinem Eifer, Ihrer Kaiserlichen Majestät zu dienen, ist nichts unmöglich. In längstens vierzehn Tagen soll die Oper fertig sein.

— Und ist's erlaubt zu fragen, wie das jüngste Kind Ihrer musikalischen Unerschöpflichkeit heißen wird?

— Didone abbandonnata.

— Der Stoff gefällt mir und ich bin im Voraus überzeugt, daß Ihre neue Oper Glück machen wird.

— Vielleicht nur darum, Majestät, weil sie so glücklich ist, sich I h r e s Schutzes erfreuen zu dürfen.

— Sie sagten mir neulich, daß Sie Herrn Goldoni kennen.

— Ich habe die Ehre, sein Landsmann und Schulkamerad zu sein.

— Ich liebe die geistreichen Lustspiele Ihres Freundes in so hohem Grade, daß ich Sie bitte, ihn in meinem Namen einzuladen, zu uns nach Petersburg zu kommen, falls die gute Stadt Paris, wo er sich gegenwärtig aufhält, den Geist seiner reizenden Muse nicht zu würdigen versteht. Ich wünsche, daß jeder große Dichter, der, wie Goldoni, mit irdischer Sorge zu kämpfen hat, an diesem Hofe ein sonniges Asyl finde, so lange wenigstens, als ich dieses Reich beherrsche.

— Schon diese Gesinnung allein ist hinreichend, Majestät, um den ruhmgekrönten Namen „Katharina" unsterblich zu machen für alle Zeiten, sagte der Maëstro und empfahl sich.

— Sind wir es selbst, fragte sich die Kaiserin, als sie allein war, oder sind es Andere, die uns und unsern Namen unsterblich machen? Wenn die Geschichte Ludwig XIV. den Großen nennt, hat er es nur sich allein oder auch Denen zu danken, die ihn groß

gemacht? O, warum giebt's in meinem Reiche weder einen Molière, noch Racine? Wird die Vorsehung mich eine Zeit erleben lassen, in der auch hier Gelehrte und Dichter, wie d'Alembert und Diderot, wie Lafontaine und Voltaire, die Welt mit ihrem Ruhme erfüllen? Zehn Städte meines Reiches, eine ganze Provinz für einen Mann, wie dieser Voltaire ist!

Mit wonnigem Entzücken durchflog ihr freudestrahlendes Auge noch einmal die Verse, die der „Philosoph von Ferney" ihrem Ruhme gewidmet und für die sie, berauscht von dem Weihrauch seiner Huldigung, ihm unlängst ihr mit Brillanten geschmücktes Bild zugeschickt hatte. Noch einmal las sie jene Verse, welche die Runde durch alle Zeitungen gemacht und selbst den Neid Friedrich's des Großen erregt hatten. Diese Verse lauteten wie folgt:

„Heureux, qui voit Vos augustes merveilles,
Oh, Catherine, heureux qui Vous entend!
Plaire et régner, c'est la Votre talent:
Mais le premier me touche d'avantage,
Par Votre esprit Vous étonnez le sage,
Il cesserait de l'être en Vous voyant."*)

---

*) Voltaire sagte von dem russischen Schriftsteller Simon Schtchepotieff, der diese Verse etwas holperig in's Russische über-

Die Kaiserin hatte die vom Dichter eigenhändig geschriebenen Zeilen eben aus der Hand gelegt, als Gräfin Narischkin eintrat.

Katharina empfing sie mit der Frage:

— Nun, was macht unsere gemeinschaftliche Freundin?

— Dem Anscheine nach ist sie krank, entgegnete die Oberhofmeisterin. Aber trotz der Gelbsucht, die sie dem Aerger über das ihr hartnäckig verweigerte Patent zuschreibt, fand ich sie ziemlich frisch, munter und gesprächig. Doch scheint es in der That bei ihr fixe Idee geworden zu sein, sich um jeden Preis zum Garde-Obristen ernannt zu sehen. Sie erklärte ganz unumwunden, nicht eher zu ruhen, bis das Patent in ihren Händen ist. Aus diesem Grunde leugnet sie beharrlich, guter Hoffnung zu sein, und will den Arzt, wie jeden Andern, der solche Albernheit — wie sie es nennt — von ihr zu behaupten wagt, als Verläumder zu gerichtlicher Verantwortung ziehen. Sie ist überhaupt außerordentlich gereizt und nannte Voltaire, auf den ich das Gespräch hingelenkt, um von

---

setzt hatte: „C'est un véritable Russe; je lui souhaite un peu plus d'esprit et moins de consonnes."

ihm auf Diderot und d'Alembert zu kommen, einen höchst verdächtigen Schmeichler, der jeder gekrönten Schürze und Nachtmütze — dies sind der Fürstin eigene Worte — anrüchigen Weihrauch streue, auf den sie nicht den geringsten Werth lege. Ich habe Grund zu glauben, Majestät, daß Voltaire, für den sie früher in so hohem Grade geschwärmt, ihr jetzt aus sehr naheliegenden Gründen verhaßt ist. Es war ihrem Zorne anzuhören, daß auch sie, wie alle Welt, jene huldigenden Verse gelesen, die . . .

— Ich weiß, was Du sagen willst, ergänzte die Kaiserin. Aber zur Hauptsache, meine gute Narischkin! Wie äußerte sich die Fürstin in Bezug auf d'Alembert?

— Leider auf sehr verdächtige Weise! Als ich die List gebrauchte, ihr zu sagen, daß er sich, nach langem Zögern, endlich doch bereit erklärt habe, den ihm angetragenen Ehrenposten anzunehmen, glaubte ich deutlich bemerkt zu haben, daß ihr Gesicht sich auffallend entfärbte. Sie erhob sich in ihrem Bette und sagte mit einem sardonischen Lächeln, dessen Schärfe mir das Herz durchschnitt: „Höre, Liebe, das glaube ich nicht!" Und als ich dann, um sie auszuforschen, noch einen Schritt weiter ging und behauptete, d'Alembert

habe schriftlich zugesagt, noch im Laufe dieses Winters nach Petersburg zu kommen, da wagte sie mit schlecht verhehltem Frohlocken auszurufen: „Ich wette, daß er nicht kommt!"

— O, rief die Kaiserin, dann unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß sie, nur sie allein, die Ursache seiner Weigerung ist. Verlasse mich nun, meine liebe Narischkin, und sage einem der diensthabenden Kammerherren, ungesäumt den Grafen Gregor Orloff zu mir zu bescheiden.

Die Oberhofmeisterin entfernte sich. Die Kaiserin ging hastig auf und ab und überlegte einen Augenblick. Dann eilte sie an ihr Pult und fertigte mit fieberhaft aufgeregter Hand einen Befehl aus, den sie eben unterzeichnete, als die athletische Gestalt ihres Günstlings eintrat.

— Gregor Gregoriewitsch, sagte Katharina mit zitternder Stimme, nun glaube ich Alles, Alles, was Dein Bruder Alexei mir von jener falschen Schlange Daschkow, die der böse Geist meines Thrones ist, berichtet hat. Lege diesen Befehl ungesäumt in die Hände Deines Bruders Fedor, der bei meiner Ungnade dafür zu sorgen hat, daß das, was ihm darin aufgetragen

ist, ohne Aufschub vollzogen werde, sprach die Kaiserin und übergab das zusammengefaltete Papier den Händen des Mannes, der voll stummer Ehrfurcht sich verneigte. Gregor Gregoriewitsch, fuhr sie dann in weicherm Tone fort, um Dir einen neuen Beweis Unseres kaiserlichen Wohlwollens zu geben, haben Wir in Gnaden geruht, Dich zum Ehren-Cavalier Unseres vielgeliebten Vetters, Seiner Durchlaucht des Prinzen Friedrich Erdmann, zu ernennen. Wir erwarten von Deiner Treue und Anhänglichkeit für Uns und Unsern Thron, daß Du die Pflichten, die dieses Ehrenamt Dir auferlegt, mit freudigem Eifer zu erfüllen bestrebt sein wirst. Gehe nun und vollziehe meine Befehle!

Orloff verneigte sich schweigend und ging.

Neuntes Kapitel.

Graf Panin und Fürstin Daschkow. — Signora Tarquinia Colonna und Mademoiselle Adelaide Hus. — Die Mutter der letztern und deren Anbeter. — Das unterbrochene Frühstück.

Graf Panin, der mit der Eile eines Verliebten jener schriftlichen Einladung zum Frühstücke gefolgt war, saß seit wenigen Minuten an der Seite der Fürstin Daschkow, deren weibliche Schönheit ihn in weit höherm Grade, als ihr männlicher Geist interessirte, und erzählte ihr, während er den Caviar und die Austern, von ihrer Hand gereicht, sich trefflich munden ließ, daß er durch seine Leute hinter ein doppeltes Geheimniß gekommen sei, welches ihm von so hoher Wichtigkeit scheine, daß er sich verpflichtet fühle, sie ungesäumt in dasselbe einzuweihen.

— Sie werden erstaunen, reizende Katharina, wenn ich Ihnen sage, daß nicht nur Alexei Orloff,

der sich geweigert hatte, Ihre Schwester Elisabeth zu heirathen, sondern auch sein Bruder Gregor, der Concino Concini unserer großen Maria von Medicis, seit Monden schon ein in die Schleier des tiefsten Geheimnisses eingehülltes Liebesverhältniß hat.

— Mit wem, liebster Graf? fragte die Fürstin.

— Alexei schwärmt mit der hochromantischen Liebesgluth eines Romeo für eine keusche Giulietta, deren Stand und Namen Sie, trotz allen Scharfsinns, der Ihnen eigen ist, wohl schwerlich errathen würden.

— Nikita Iwanowitsch, spannen Sie die Neugier Ihrer Freundin nicht allzusehr auf die Folter. Nennen Sie mir — ohne Umschweife! — den Namen dieser Person.

— Die Glückliche, die unsern jungen Schwärmer so ganz und gar für sich eingenommen hat, daß er ohne sie nicht leben kann, und die er, wie ich höre, sogar heirathen will, ist — denken Sie sich, theuere Freundin! — keine Andere, sagte Panin, indem er auf die Auster, die er in seiner Linken hielt, einige Tropfen Citronensäure fallen ließ..

— Keine Andere, als? fragte die Fürstin voll flammender Neugier.

— Keine Andere, als die Primadonna unserer italienischen Oper, sagte der Graf, die Auster gelassen hinunterschlürfend, Signora Tarquinia Colonna.

— Beim Himmel, das dachte ich mir! Wer aber ist die Glückliche, für welche der große Günstling unserer großen Katharina schwärmt?

— Gestatten Sie mir, liebenswürdige Freundin, noch jene Auster dort, die mich so verführerisch anlacht, zu genießen, bevor ich Sie auch in dieses kostbare Geheimniß einweihe.

— Essen Sie, bester Graf, so viel Sie wollen, aber foltern Sie nicht länger meine arme Neugier.

— Es ist ein ganz eigenthümlicher Zufall, daß auch die geheime Flamme des Grafen Gregor — darf ich Sie noch um ein Stückchen Citrone bitten? — daß auch Gregor's Flamme beim Theater ist. Alexei schwärmt für eine italienische Sängerin, Gregor für eine französische Schauspielerin.

— Wissen Sie, lieber Graf, daß Sie heute sehr unliebenswürdig sind? Warum verschweigen Sie mir ihren Namen?

— Weil ich wünsche, daß Ihre reizende Neugier, die mich wahrhaft bezaubert, ihn errathen soll.

— Ich bin dazu durchaus nicht aufgelegt und bitte Sie darum ganz ernstlich, hübsch artig zu sein und mir die undankbare Mühe des Errathens huldreichst ersparen zu wollen.

— Ihre Austern sind vortrefflich, schöne Katharina!

— Sie aber, bester Graf, sind heute wahrhaft unausstehlich! Während meine Neugier auf glühenden Kohlen steht, verschlingen Sie mit einem Heißhunger, den ich an Ihnen bis jetzt noch niemals wahrgenommen, eine Auster nach der andern und weiden sich an den Qualen meiner fieberhaften Ungeduld. Habe ich dies um Sie verdient?

— Nein, meine gute Katharina, sagte der Graf, sich mit dem Tellertuche den Mund abwischend. Und damit Sie sehen, wie aufrichtig ich meine kleine Bosheit bereue, will ich Ihnen jetzt den Namen jener bewußten Flamme nennen. Die blutjunge, bildschöne, ährenblonde, blauäugige Kunst-Novize, die das Herz des stolzen, übermüthigen Günstlings der Kaiserin mit magischen Fäden umsponnen hat, heißt ganz genau so, wie jener Märtyrer, der im Jahre 1415 zu Kostnitz verbrannt worden ist; doch wage ich nicht zu entscheiden (fügte er mit heiterer Ironie hinzu), ob ihre Fa-

milie in gerader Linie von der seinigen abzustammen die Ehre hat. Ich weiß nur so viel, meine theure Katharina, daß sie eine wahre beauté du diable ist und auf den Namen Adelaide Hus hört.

— Die also ist's! Wenn ich nicht irre, hat sie eine Mutter, welche ...

— Eine alte, ganz abscheuliche Nachteule ist.

— Sie kennen die Alte?

— Dem Namen und dem Rufe nach. — Vor ungefähr zwanzig Jahren war sie von einer kleinen Provinzbühne Frankreichs nach Petersburg gekommen und hatte gleich darauf die Bekanntschaft jenes halbdeutschen, halb französischen Abenteurers Hermann Lestocq gemacht, der, ein Günstling der Kaiserin Elisabeth, von einem einfachen Barbiere zur Höhe ihres ersten Leibarztes emporgestiegen und später gegraft worden war. Die böse Welt will behaupten, daß Adelaide Hus die natürliche Tochter dieses Grafen sei, der noch am Leben ist.

— Die Kleine soll viel Talent haben.

— Sie ist auf dem Wege, eine große Tragödin zu werden. Sie hat mehr Geist, als hundert Andere

ihres Gleichen, und ist dabei so verteufelt jung und schön, daß sie Allen die Köpfe verdreht.

— Und Gregor Orloff?

— Hat ihr vor acht Tagen, wie ich durch meine Leute erfuhr, ein Haus in der großen Morskoi geschenkt und das Innere desselben mit wahrhaft sardanapalischem Luxus ausgestattet. Er hat ihr Wagen und Pferde gekauft und überhäuft sie mit den kostbarsten Geschenken. Die ungeheuern Summen, welche die Huld der Kaiserin ihm in den Rachen wirft, wird nun der Schoos ihrer kleinen Nebenbuhlerin verschlingen.

— Diese Entdeckung, theurer Freund, ist unbezahlbar!

— So denke auch ich! Ihr richtiges Tactgefühl, das Sie nochmals irregeleitet hat, sagt Ihnen, daß beide Orloff's Ihre gefährlichsten Feinde sind. Sie haben nun das Mittel in der Hand, Beide zu stürzen. Doch ist vor allen Dingen Vorsicht nöthig. Sie dürfen, nach meiner Ansicht, in dieser Sache nichts eher unternehmen, als bis Sie die schlagendsten Beweise der Untreue des übermüthigen Günstlings schwarz auf weiß in Ihren Händen haben. Gelänge es Ihnen,

sich mit der Zeit in den Besitz eines Briefes zu setzen, durch den sein Verhältniß zur Mademoiselle Hus eclatant bewiesen werden könnte, dann, meine Theuere, haben Sie gewonnenes Spiel.

— Ich danke Ihnen, mein lieber Freund, sagte die Fürstin mit zärtlichem Händedruck. Ich werde von dem wichtigen Geheimnisse, in das Sie mich eingeweiht, den besten Gebrauch machen und Alles aufbieten, um so bald als möglich in den Besitz eines solchen Beweises zu gelangen, wie er Ihnen und mir nothwendig erscheint. Fällt dieser Günstling, dann bin ich es wieder, welche die Kaiserin mit unumschränkter Gewalt beherrscht. Stoßen Sie an mit mir, Nikita Iwanowitsch, auf den Sturz unseres gemeinschaftlichen Feindes!

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür, durch die — zur größten Bestürzung der Fürstin und ihres rathgebenden Freundes! — zwei Officiere der Preobradschenski'schen Garde eintraten. Der Eine war Graf Fedor Orloff, der dritte der beiden Brüder, der Andere Fürst Fedor Barjatinski.

— Frau Fürstin, sagte Fedor Orloff, ich erscheine im Namen unserer allergnädigsten Kaiserin, um Ihnen

im Allerhöchsten Auftrage mitzutheilen, daß Ihre Majestät sich allerhuldreichst bewogen fühlt, Ihnen, einzig und allein aus Fürsorge für Ihre Gesundheit, anzukündigen, daß Sie bis auf weitere Ordre diese Zimmer nicht verlassen und von heute an keine anderen Besuche empfangen dürfen, als die Ihrer Aerzte. Mein Begleiter, in dem ich Ihnen den Fürsten Fedor Barjatinski vorzustellen die Ehre habe, ist Ihnen von diesem Augenblick als Ehrenwache zugetheilt mit der Weisung, dafür Sorge zu tragen, daß der Befehl Ihrer kaiserlichen Majestät pünktlich vollzogen werde.

Die Fürstin Daschkow sank in Ohnmacht. Graf Panin benutzte diese Anwandlung augenblicklichen Schrecks, um in Begleitung der beiden Officiere das Zimmer seiner Freundin zu verlassen.

Zehntes Kapitel.

Prinz Friedrich Erdmann und seine Gegner. — Der preußische General-Lieutenant von Sophokles und der Geheime Rath von Aeschines. — Gregor Orloff's Eifersucht. — Wiederauftreten des „Zugeknöpften.“

Prinz Friedrich Erdmann, der zwei Tage nach jener huldreichen Audienz mit seinem „zahlreichen“ Gefolge die für ihn in Bereitschaft gesetzten Gemächer im Winter-Palais bezogen hatte, lebte hier seit vier Wochen im Schooße der Freuden, wie Gott in Frankreich: er aß tagtäglich an der kaiserlichen Tafel, begleitete seine kaiserliche Muhme auf allen Ausflügen, erschien Abends an ihrer Seite im Theater oder war bei den Soiréen ihr Partner bei der Whistpartie und erregte sehr bald durch die Huld und Aufmerksamkeit, womit die Kaiserin ihn zu überhäufen geruhte, mehr und mehr den blaßgrünen Neid der Hofleute, denen der deutsche Principion so blöde, albern und lächerlich er-

schien, daß sie sich hinter seinem Rücken über ihn lustig zu machen erlaubten, hauptsächlich dadurch, daß sie sich Anekdoten von ihm erzählten, die ganz geeignet waren, ihn zum Gegenstande des allgemeinen Spotts zu machen.

— Haben Sie schon das neue, ganz allerliebste Bonmot Seiner anhalt-köthenschen Durchlaucht gehört? fragte der Grand-maître de la Garderobe Skurin den Oberjägermeister Dubänskoi.

— Leider noch nicht, erwiderte der Letztere.

— Als Graf Valentin Mussin-Puschkin, unser Spötter par excellence, gestern Abend auf den herrlichen Einfall gerieth, den Prinzen zu fragen, ob er, da er am Hofe Friedrich's des Großen bekannt sei, dort die persönliche Bekanntschaft des General-Lieutenants v. Sophokles gemacht, entgegnete Seine Durchlaucht mit wahrhaft bewundernswürdiger Naivetät: er habe ihn nur ein einziges Mal auf der Wachtparade in Potsdam gesehen.

— Köstlich, köstlich! rief der dicke Oberjägermeister.

— Damit noch nicht zufrieden, fragte Mussin-Puschkin, ob es wahr sei, daß Herr v. Sophokles in der Schlacht bei Leuthen ein Bein eingebüßt, worauf

Seine Durchlaucht zu erwidern geruhte: Leider habe ich ihn nur zu Pferde gesehen.

— Herrlich, herrlich! rief Dubänskoi, sich die Hände reibend.

— Auf Puschkin's dritte Frage, ob es sich wirklich bestätige, daß der wirkliche Geheime Rath und Großkanzler v. Aeschines beim preußischen Hofe in Ungnade gefallen sei, entgegnete der Prinz: Er glaube etwas Derartiges gehört zu haben, doch könne er es durchaus nicht verbürgen.

— Himmlisch, himmlisch! rief der schadenfrohe Oberjägermeister. Wir müssen diese Anekdoten brühheiß nach Paris schicken und dafür sorgen, daß sie im nächsten „Mercure galant" abgedruckt werden.

— Haben Sie, fragte Nikolai Roßlawlew, erster Major der Ismailowschen Garde, den Capitain-Lieutenant Iwan Obuchow, die geistreiche Antwort gehört, die unser gefeierter Gast dem General Fürsten Michail Nikitisch Wolkonski ertheilt hat? Auf die Frage desselben, ob Seine Durchlaucht ihm bestimmt zu sagen wisse, wer das Schießpulver erfunden habe, erwiederte der Prinz mit rührender Offenherzigkeit: „Ich nicht!"

Diese Anekdoten, erfunden in der Absicht, den

muthmaßlichen Bräutigam der Kaiserin um jeden Preis lächerlich zu machen, flogen von Mund zu Mund und verfehlten ihre Wirkung nicht. Zahllose Epigramme — eines boshafter, als das andere — liefen in Tausenden von Abschriften von Hand zu Hand und hüllten das Opferlamm dieser boshaften Verschwörung in einen so weithin leuchtenden Nimbus von Lächerlichkeit, daß nach Verlauf weniger Wochen schon die Nennung seines Namens hinreichend war, Jedem ein achselzuckendes Lächeln abzugewinnen.

Die Kaiserin, der man diese plumpen Scherze wiedererzählte, verdoppelte die Huld ihrer Aufmerksamkeiten, um ihren Gast für die Bosheit seiner Neider reichlich zu entschädigen. Je mehr die Wolke ihrer Hofleute sich bemühte, den Prinzen tagtäglich durch die Erfindung neuer Anekdoten herabzusetzen, desto mehr überhäufte sie ihn zum Trotze und Aerger seiner Feinde mit Gnadenbezeugungen aller Art. Sie schenkte ihm die schönsten Pferde ihres Marstalls, verlieh ihm eines ihrer Regimenter, ließ sich malen für ihn und verehrte ihm ihr Bild en miniature mit der Bitte, es beständig auf seiner Brust zu tragen; eine Gunstbezeugung, die ihm Keiner mehr mißgönnte, als Graf

Gregor Orloff, dessen Eifersucht dadurch in nicht geringem Maaße entflammt zu werden schien.

Dieser Mann, der allmälig doch etwas unruhig zu werden begann, ersann nun ein Mittel, um seinem Nebenbuhler den Aufenthalt in Petersburg so gründlich als möglich zu verleiden. Zu diesem Zwecke ließ er eine seiner Creaturen zu sich rufen, einen jener raffinirten Allerweltsspione, dessen Bekanntschaft unser Leser schon früher in der Villa des Freiherrn von der Goltz gemacht, bei dem er sich unter dem Namen des „Zugeknöpften" Eintritt verschafft hatte.

— Seit wann, fragte der Graf, kennst Du den muthmaßlichen Bräutigam unserer erhabenen Kaiserin?

— Seit ungefähr vier Wochen, lautete die Antwort des Spions.

— Und auf welche Weise ist es Dir geglückt, mit ihm in Berührung zu kommen?

— Ich habe mich bei ihm in der Eigenschaft eines französischen Haarkräuslers eingeführt, dem er die tägliche Pflege seines durchlauchtigen Zopfes anzuvertrauen geruht.

— Gefällt er sich an unserm Hofe?

— Es gefällt ihm hier so gut, daß alle Späße,

deren Zielscheibe er ist, an dem Gummi-Panzer seiner unverwüstlichen Gutmüthigkeit abprallen.

— Du bist ein so schlauer Fuchs, daß Du längst durchschaut haben wirst, weß Geistes Kind er ist.

— Ich kenne ihn durch und durch und weiß, daß der hervorragendste Zug seines Charakters ein hoher Grad von Furchtsamkeit ist. Vor Allem scheint er außerordentlich besorgt für seine Gesundheit zu sein. Seine Durchlaucht ist ein großer Hypochonder und scheint, wie ich aus verschiedenen Aeußerungen wahrzunehmen Gelegenheit gehabt habe, nichts so sehr zu fürchten, als den Tod.

— Ich kenne eine Dame, sagte der Graf, der Du einen großen Dienst erweisen würdest, wenn Du Dich — natürlich gegen angemessene Belohnung! — bereit finden ließest, Seiner Durchlaucht dann und wann einen kleinen unschuldigen Schreckschuß einzujagen.

— Ich verstehe, Excellenz, sagte der Spion, der die Gedanken seines hohen Gönners errieth.

— Auch der Leibarzt des Prinzen, fuhr Orloff fort, gehört zu der Zahl Deiner Kunden?

— Ich habe die unschätzbare Ehre, den Herrn Hofrath tagtäglich rasiren zu dürfen.

— Es würde, glaube ich, sehr rathsam sein, auch ihm allerhand kleine Besorgnisse in Bezug auf die kostbare Gesundheit Seiner Durchlaucht einzuflößen.

— Auch dies begreife ich, sagte der Spion.

— Jene bewußte Dame, welche nichts sehnlicher, als die baldige Abreise des ihr lästig gewordenen Gastes wünscht, rechnet auf Deine gütige Mitwirkung, Seiner Durchlaucht den hiesigen Aufenthalt auf anständige Weise zu verleiden. Je eher der Prinz wieder abreist, desto größer wird der Preis Deiner Bemühungen sein.

— Ich werde thun, was ich vermag, sagte der Spion, sich ehrfurchtsvoll verbeugend.

— Ist sonst nichts vorgefallen? fragte der Graf.

— Nichts von Bedeutung! entgegnete der „Zugeknöpfte.“ Das Einzige, was Ew. Excellenz vielleicht interessiren dürfte, ist das bis jetzt freilich noch unverbürgte Gerücht, daß Ihre Durchlaucht, die Frau Fürstin Daschkow . . .

— Am Ende gar selig entschlafen ist? fragte Orloff hocherfreut.

— Das weniger, Excellenz!

— Was denn sonst?

— Einem on dit zufolge soll die Fürstin, trotz der strengen Beaufsichtigung ihrer Ehrenwache, vor einer Stunde in der Verkleidung ihres Arztes ihrem Stubenarreste entschlüpft und seitdem — sagte das Gerücht — spurlos verschwunden sein.

— Du lügst, Schurke! schrie der Graf.

— Ich erzähle nur, was ich gehört. Ein günstiger Zufall, fügt jenes on dit hinzu, habe die Entflohene in den Besitz eines Briefes gebracht, den eine hochgestellte Person, deren Name freilich noch ein Geheimniß ist, an eine Dame vom Theater geschrieben haben soll, die — sagt das Gerücht! — die heimliche Geliebte jenes Mannes ist.

Orloff wurde bleich wie der Tod.

— Entferne Dich, sagte er zu dem „Zugeknöpften“ und sank, als dieser ihn verlassen hatte, mit dem Rufe „Weh mir!“ auf die Kissen seines Sophas nieder.

Elftes Kapitel.

Der deutsche Leibarzt und der „französische Haarkräusler." — Tschitscherin! — Hofrath Piper bekommt Furcht. — Der englische Schweiß. — Der Herr Hofrath fühlen sich angesteckt.

Am andern Morgen, als sich das ehrliche Kinn des Leibarztes Seiner Durchlaucht unter dem Rasirmesser des „französischen Haarkräuslers" befand, leitete der Letztere das Gespräch mit der alltäglichen Frage ein:

— Wie haben Sie geschlafen, Herr Hofrath?

— Schlecht, sehr schlecht, mein lieber Olivier!

— Sie sehen seit einigen Tagen recht bleich und angegriffen aus.

— Ich fühle mich auch durchaus nicht behaglich.

— Es geht Ihnen wie allen Fremden, die dieses heimtückische Klima nicht vertragen können. Es weht hier eine wahre Grabesluft!

— Das fühle auch ich, lieber Olivier! Die

Blüthe meines Appetites ist geknickt, das Gleichgewicht meines Magens ist gestört. Mir schmeckt, seitdem ich hier bin, weder Speise, noch Trank!

— Mir geht's nicht besser, Herr Hofrath! Ich verwünsche dieses abscheuliche, nichtswürdige, unerträgliche Klima und werde dem Himmel danken, wenn ich wieder daheim in meinem warmen Elsaß bin.

— Auch ich, lieber Olivier, sehne mich nach meinem häuslichen Heerde, zu Weib und Kindern zurück.

— Der Herr Hofrath haben also Familie?

— Ja, guter Olivier! Der Herr hat mich reich gesegnet. Ich habe neun Söhne.

— Und gar keine Tochter?

— Bis dato noch keine Einzige. Aber was nicht ist, kann ja noch werden. Meine gute Barbara erwartet in zwei Monaten ihre Entbindung, und auch dies, lieber Olivier, ist ein Grund, weshalb ich mich — es hört uns doch Niemand? — aus diesem Babel nach meiner sabbathstillen Vaterstadt Köthen zurückwünsche.

— Auch mir ist diese Stadt zuwider. Der Russe haßt jeden Fremden und besonders den Deutschen...

— Dem er — es belauscht uns doch Niemand? — seine Bildung verdankt. Cultur und Aufklärung

liegen hier leider noch in den Windeln und ich fürchte, ich fürchte ...

— Was fürchten der Herr Hofrath?

— Daß die große Kaiserin, die das Wohl ihres Volkes wünscht, selbst beim besten Willen nicht im Stande sein wird, alle Mißbräuche, die sich hier eingeschlichen haben, zu beseitigen.

— Sie sprechen wie ein Buch, Herr Hofrath. Jedes Wort ist eine kühne Wahrheit, aber darum eben warne ich Sie, etwas vorsichtiger zu sein, denn hier zu Lande haben auch die Wände Gehör und hinter jedem Schlüsselloche lauscht ein elender Verräther.

— Sie haben Recht, mein lieber Olivier, sagte der Leibarzt, sich das Kinn trocknend, und käme es auf mich an, lieber heute als morgen verließe ich dieses Sodom und Gomorrha.

— Nicht so laut, nicht so laut! flüsterte der „Zugeknöpfte", sein Rasirzeug zusammenpackend. Ich traue meinem besten Freunde nicht, denn unter je zehn Russen, mit welchen der Zufall uns Fremde zusammenführt, stehen mindestens fünf im Dienste jenes Fürchterlichen, dessen Name allein schon hinreichend ist, das Blut in den Adern jedes Sterblichen erstarren zu machen.

— Wen meinen Sie? fragte der Hofrath, schon ziemlich kleinlaut.

— Tschitscherin! hauchte der Spion mit melodramatischer Betonung in das Ohr seines treuherzigen Kunden und verschwand dann mit der unheimlichen Schnelligkeit eines Irrlichts.

Jener Name schlug wie ein zündender Blitz in die Glieder dessen, der ihn so eben vernommen hatte.

Balthasar Piper — so hieß der Leibarzt des Prinzen — war in Petersburg schon lange genug, um zu wissen, daß es in ganz Rußland damals keinen gefürchtetern Namen gab, als jenen des neuen, erst unlängst ernannten General-Polizeimeisters Nikolai Iwanowitsch Tschitscherin. Er war der Schrecken Aller, deren politisches Gewissen sich irgend Etwas vorzuwerfen hatte, was mit dem Geiste der Gesetze nicht ganz in Einklang stand.

— Sollte mir, fragte sich der bei Nennung dieses Namens bleich gewordene Aesculap, in der Hitze des Gesprächs irgend eine unvorsichtige Aeußerung entschlüpft sein, die geeignet wäre, mir den Zorn jenes Fürchterlichen zuzuziehen? O, hätte ich doch lieber das Maul gehalten! stöhnte Hofrath Piper nnd gab

sich nun einer Reihe finsterer Gedanken hin, die wie gespenstige Mücken ihn umschwirrten, welche er vergebens zu verscheuchen sich bemühte.

Furcht, sagte der königlich preußische General-Lieutenant von Sophokles, ist die Sonnenfinsterniß eines reinen Gewissens.

Der „Zugeknöpfte“, der aus dem Zimmer des Leibarztes in die Gemächer des Prinzen geeilt war, begann, während er den Zopf Seiner Durchlaucht in Ordnung brachte, dem russischen Klima den Krieg zu erklären.

— Es ist ein Wetter draußen, daß d e Vögel wie vergiftet aus der Luft fallen, sagte er.

— Ist's über Nacht so kalt geworden? fragte der Prinz.

— Im Gegentheil, Durchlaucht! Heute früh ist urplötzlich ganz abschenliches Thauwetter eingetreten und das Thermometer von zwölf Grad Kälte auf zwei Grad Hitze gestiegen. Das wird wieder viele Krankheiten geben. Ganz Petersburg leidet an der Grippe. Täglich wächst die Zahl der Sterblichkeit, und wenn diese unnatürliche Hitze nur noch zwei Mal vierundzwanzig Stunden anhält, dann wird der Tod hier reiche Ernte halten.

— Glauben Sie? fragte Prinz Friedrich Erdmann.

— Und wenn es wahr ist, was seit gestern Abend als unheimliches Gerücht auftritt, daß in Astrachan eine ansteckende Seuche ausgebrochen ist, die mit Siebenmeilenstiefeln sich der Hauptstadt nähert, dann bleibe ich keinen Tag länger in diesem elenden Klima.

— Eine Seuche, sagen Sie, sei im Anzuge?

— Und was für eine Seuche! Ein heimtückisches Fieber, das gegen Ende des fünfzehnten und zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts zuerst in England aufgetreten war und dort unter dem Namen „englischer Schweiß" so ungeheure Verherung angerichtet hatte, daß halb London im Sterben lag. Dieses Fieber ist eine nichtswürdige Pest, die mit unerklärbarer Vorliebe nur Leute aus den höhern Ständen zu erreichen pflegt. Sie hatte selbst König Heinrich VIII. nicht verschont.

— Und wie äußert sich diese Seuche?

— Die Kranken gerathen in Schweiß, bekommen einen fabelhaften Durst und sind, ehe man die Hand umdreht, rettungslos verloren.

— Und wo liegt dieses abscheuliche Astrachan?

— Nur ein Paar lumpige hundert Werst von Petersburg, und wenn es wahr ist, daß diese Seuche

tagtäglich fünfzig bis sechszig Meilen zurücklegt, dann kann sie — wenn nicht bald neuer Frost eintritt! — vielleicht schon in vier bis fünf Tagen auch bei uns ihren traurigen Einzug halten.

— Das wäre entsetzlich! stöhnte Seine Durchlaucht.

— Viele meiner hochgestellten Kunden haben darum schon heute Vorkehrungen zu ihrer Abreise getroffen, was ich Keinem, der sein Leben liebt, verdenken kann.

— Und ich Aermster muß hierbleiben! seufzte der Prinz. Meine kaiserliche Muhme würde es mir nimmermehr verzeihen, wenn ich ihren Hof schon so bald verließe. Sie wissen, daß Ihre Majestät nur mir zu Ehren einen Maskenball veranstaltet hat, der auf heute über acht Tage angesetzt ist. So lange muß ich hier ausharren.

— Und dann? fragte der Spion.

— Ruhig abwarten, lieber Olivier, ob jene Seuche wirklich nach Petersburg kommt.

— Meine Wenigkeit, Durchlaucht, packt — falls jenes Gerücht sich bestätigen sollte — noch heute seine sieben Sachen ein und flieht.

Nachdem der „Haarkräusler“ sich entfernt hatte, ließ der Prinz seinen Leibarzt rufen. Die bleiche

Miene des Eintretenden veranlaßte Seine Durchlaucht zu der theilnehmenden Frage:

— Bist Du krank, mein guter Piper?

— Mich plagen alle Anzeichen eines klimatischen Fiebers. Es quält mich eine unbeschreibliche Angst; bald schüttelt mich ein unheimlicher Frost, bald fühle ich eine Hitze, die mir den Angstschweiß auf die Stirne treibt . . .

— Hast Du Durst, mein guter Piper?

— Einen kannibalischen Durst! betheuerte der Hofrath.

— Herr Gott, er ist angesteckt! schrie Prinz Friedrich Erdmann und eilte leichenblaß zur Thür hinaus.

— Angesteckt? wiederholte der Leibarzt und stand wie eine vom Schreck versteinerte Bildsäule da.

Zwölftes Kapitel.

Ueber die Flucht der Fürstin Daschkow. — Die Kaiserin und ihr Oberhofmeister. — Panin begehrt seinen Abschied. — Graf Rastrelli und noch Jemand. — Der Ring der Großfürstin. — Fürstin Daschkow und Graf Panin werden nach Warschau geschickt.

Nachdem die Kaiserin — durch Orloff — die erste Kunde von der Flucht der Fürstin Daschkow erhalten hatte, ließ sie, auf den Rath des schlauen Günstlings, der den Ränken seiner Feindin zuvorgekommen war, den Grafen Panin rufen, um durch ihn das Versteck seiner Freundin zu erfahren.

— Nikita Iwanowitsch, was sagen Sie nun? fragte Katharina mit einer Miene, in welcher ein ganzes Alphabet bitterer Vorwürfe lag.

— Diese Frage, kaiserliche Majestät, bestürzt mich nur aus dem Grunde, weil ich leider nicht zu errathen vermag, worauf sie hinzielt.

— Ei seht doch! rief die Kaiserin mit gereiztem Lächeln. Graf Panin spielt den Unschuldigen: er giebt sich die Miene, als wisse er durchaus nicht, was vorgefallen ist.

— Majestät, ist Etwas vorgefallen? fragte der Obersthofmeister mit der ganzen Ruhe, die ihm eigen war.

— Sie sind ein Heuchler! rief Katharina.

— Und wodurch, Majestät, verdient der treueste Diener Ihres Thrones diesen Vorwurf?

— Durch die Scheinheiligkeit der Miene, mit der Tartüffe zu wagen fragt, was vorgefallen sei. Ihre Freundin Katharina Daschkow ist entflohen.

— Entflohen? wiederholte der Graf. Und wohin?

— Das frage ich Sie! Sie sind ihr Freund, ihr Rathgeber! Sie werden, Sie müssen es wissen!

— Ich weiß nichts von ihrer Flucht. Seit dem Augenblicke, wo der Befehl Ihrer Majestät ihr nicht gestattete, andere Besuche, als die ihre Aerzte anzunehmen, habe ich es nicht mehr gewagt, die Schwelle der Fürstin zu betreten.

— Graf Panin, Sie lieben diese Frau?

— Ich läugne dies nicht; doch weiß ich darum weder daß, noch wohin sie entflohen ist.

— Wissen Sie, was Ihre Feinde sagen?

— Ich weiß es nicht; doch vermuthe ich, daß sie sich alle erdenkliche Mühe geben, Ihre Majestät glauben zu machen, Fürstin Daschkow sei versteckt bei mir.

— Sie wagen wirklich, dies zu läugnen?

— Es zugeben, Majestät, hieße Sie belügen.

— Wie aber, wenn eine Haussuchung das Gegentheil erwiese?

— Dann wäre mein Läugnen allerdings strafbar.

— Wohlan, Graf Panin, ich werde, um Ihre Unschuld in das hellste Licht zu stellen, meinem Oberkammerherrn und General-Adjutanten Grafen Gregor Orloff den Befehl ertheilen, sich, während Sie bei mir bleiben, in Ihre Wohnung zu verfügen, um dort alle Räume vom Dache bis zum Keller auf's Strengste durchsuchen zu lassen. Wird Katharina Daschkow in Ihrem Hause gefunden, dann schicke ich Sie — so wahr ich Katharina heiße und nichts in der Welt so sehr als Falschheit und Lüge hasse! — noch heute nach Sibirien; findet man sie aber nicht, dann . . .

— Erbitte ich mir von der Gnade Ihrer Majestät nur Eine Gunst.

— Welche?

— Meinen Abschied und die allerhuldreichste Erlaubniß, morgen nach Frankreich auswandern zu dürfen.

— Wir werden sehen, sprach die Kaiserin und klingelte.

Der diensthabende Kammerherr meldete bei seinem Eintritte die Ankunft des Grafen Rastrelli, der in Begleitung eines jungen Künstlers erschienen war, um der Kaiserin die von ihr gewünschten Plane zum Bau eines neuen Schloßflügels in Sarskoe-Selo vorlegen zu dürfen.

— Graf Panin, sagte die Kaiserin zu dem Manne, der keinen Augenblick seine Ruhe und Fassung verloren hatte, treten Sie einstweilen in jenes anstoßende Gemach und benutzen Sie die kurze Pause, um dort im Namen der Kaiserin den Befehl zur Durchsuchung Ihres eigenen Hauses aufzusetzen.

Der Graf begab sich in's Nebenzimmer. Einen Augenblick später trat Rastrelli — Architect und Liebling der Kaiserin — ein. Der junge Mann, der ihn begleitete, war Jemand, dem gewaltig das Herz pochte, als der Italiener, gestützt auf das Wohlwollen seiner erhabenen Gönnerin, ihn einzuführen wagte mit den Worten:

— Jener junge Mann, der sich unter die Flügel meines Schutzes gestellt hat, ist ein armer Flüchtling, welcher vor den Augen Ihrer Majestät zu erscheinen wagt, um sich Ihre hochherzige Verzeihung zu erflehen.

Der junge Mann trat hastig näher; es war Katharina Daschkow.

— Sie, Madame?! rief die Kaiserin. Was wollen Sie von mir?

— Ich weiß, daß es an diesem Hofe Leute giebt, die mich schwer verläumdet haben. Ich komme, um mich zu rechtfertigen. Jener Mann, der mich glühend haßt, weil ich seine Liebe unerwidert ließ; jener Mann, der mich fürchtet, weil er weiß, daß ich ihn verabscheue, ist ein elender Verläumder, der nicht den geringsten Glauben verdient, weil sein ganzes Leben eine fortgesetzte Lüge ist. Selbst die Liebe, die er Jener heuchelt, der er Alles, was er ist, zu danken hat, ist eine geschminkte Lüge, eine Lüge, die er verlacht im Arme einer Andern, die nicht würdig ist, seiner Wohlthäterin die Bänder ihrer Schuhe aufzulösen. Hier, Majestät, ist ein unwiderlegbarer Beweis seines himmelschreienden Verraths, hier ein Brief, ein eigenhändiger Brief, den der undankbare, treulose Wicht an die treu-

loseste, leichtsinnigste und liederlichste aller Theater-dirnen von ganz Petersburg geschrieben hat. Lesen Sie, Majestät, lesen Sie und fragen Sie sich selbst, ob einem Verräther dieser Art noch irgend Etwas in der Welt zu glauben ist.

Die Kaiserin nahm den Brief, las mit auffallender Ruhe den Inhalt, betrachtete die Schriftzüge und sagte dann nichts weiter, als die mit dem bittersten Hohne hingeworfenen Worte:

— Gut nachgeahmt! Nehmen Sie das Blatt zurück, Madame, und verlassen Sie uns!

— Majestät, sagte die Fürstin niederknieend, es gab eine Zeit, in der Katharina Daschkow, die jetzt zu Ihren Füßen liegt, sich rühmen durfte, daß keine Zweite in ganz Rußland Ihrem Herzen näher stand, als sie. Es gab eine Zeit...

— Schweigen Sie von der Vergangenheit, Madame! unterbrach sie die Kaiserin.

— Es gab eine Zeit, fuhr Katharina Daschkow fort, in der Sie — damals noch Großfürstin — diesen Ring von Ihrem Finger zogen und ihn in meine Hand gleiten ließen mit den Worten: „Trage diesen Reif als Zeichen meiner unwandelbaren Huld und

Freundschaft, und käme jemals ein Augenblick, in welchem die Kaiserin vergessen könnte, was und wieviel die Großfürstin Dir zu verdanken hat, dann zeige ihr den Ring, der sie erinnern wird an Das, was niemals sie vergessen will." — Hier, Majestät, hier ist der Ring, der Talisman, der die Verläumdung meiner Feinde machtlos zu Boden schmettern und mir — ich hoffe es! — von Neuem die Sonne Ihrer kaiserlichen Huld zuwenden wird.

Die Kaiserin kämpfte einen schweren Kampf.

— Stehen Sie auf, Madame! sagte sie nach kurzer Pause. Eingedenk des heiligen Versprechens, das Ihnen die Großfürstin gegeben hat, sei Ihnen von diesem Augenblick Alles, selbst dieser Brief, großherzig verziehen unter Einer Bedingung . . .

— Was soll geschehen? fragte die Fürstin.

— Ich wünsche, daß Sie ohne Aufschub nach Warschau eilen, um mir dort einen Dienst zu erweisen, durch welchen Sie mich zu neuem Danke verpflichten werden. Dort angelangt, sollen Sie aus dem Munde des treuesten Ihrer Freunde alles Nähere über den Grund der Ihnen anvertrauten Mission erfahren.

— In einer Stunde, Majestät, reise ich, sagte die

Fürstin, die dankerfüllt von der Kaiserin Abschied nahm und, begleitet vom Grafen Rastrelli, das Gemach verließ.

Auf Katharinens Ruf trat, einen Augenblick später, Graf Panin aus dem Nebengemach.

— Ich habe Ihnen Unrecht gethan, sagte die Kaiserin, ihm huldvoll entgegeneilend. Nikita Iwanowitsch, fuhr sie fort, um Ihnen einen Beweis meiner aufrichtigen Reue und gleichzeitig ein neues Zeichen warmer Anerkennung Ihrer Verdienste zu geben, ernenne ich Sie hiermit zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten mit der Weisung, noch heute nach Warschau abzureisen, um im Vereine mit meinem geheimen Geschäftsträger, der Fürstin Daschkow, kein Mittel der Diplomatie unversucht zu lassen, um Polens Königskrone nach dem Ableben August's III. einem Manne zuzuwenden, an dessen Schicksal Wir nicht minder warmen Antheil nehmen, als Sie an der Begnadigung Ihrer Freundin Daschkow. Reisen Sie mit Gott, Graf Panin! sprach Katharina und reichte ihrem neuen Minister, der sich tief verneigte, die Hand zum Abschiedskusse dar.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Maskenball. — Der Ritter Georg und der seufzende Pilgersmann. — Ein rathgebender Eisbär. — Hofrath Piper und die holländische Windmühle. — Seine Durchlaucht suchen ihren Leibarzt. — Die warnende Hexe. — Prinz Friedrich Erdmann und sein Mentor ergreifen die Flucht.

Sechs Tage nach der Abreise des weiblichen Chargé d'affaires, der sich in Begleitung des Grafen Panin nach Warschau begab, fand bei Hofe der zu Ehren des prinzlichen Vetters anberaumte Maskenball statt.

In den magisch erleuchteten Sälen und Nebensälen des Winterpalais drängte sich ein tausendköpfiger buntfarbiger Maskenschwarm, der einen so phantastischen Anblick gewährte, daß jeder Zuschauer sich die hundert Augen eines Argus wünschte, um alle Wunder und Herrlichkeiten dieses feenhaften Festes mit Muße überschauen zu können. Es schien, als hätten alle Völkerschaften der Erde sich hier ein Stelldichein gegeben,

um die Pracht und den Reichthum ihrer National-Costüme zu zeigen. — Außerdem hatte man „Tausend und Eine Nacht" und alle Feenmärchen geplündert, um bizarre Gestalten, wie sie nur im Reiche der Mythe leben, aus den Krystall-Palästen und Muschel-Grotten der Unterwelt heraufzubeschwören. Hexen und Teufel, Gnomen und Kobolde der abenteuerlichsten Art zeigten ihre widerlichen, schreckeinflößenden Fratzen mit demselben Stolze, mit welchem die Feen und Sylphiden, die Elfen und Nixen ihre durchsichtigen Reize zur Schau trugen. Selbst die Thierwelt hatte ihr Contingent gestellt und eine reiche Auswahl bissiger Bären und jokoser Affen geschickt, um dem Heere von Arlequins und Pierrots Concurrenz zu machen. Mit Einem Wort: Nichts fehlte, um diesem Wirrwar von Masken vor Allem den Reiz und Zauber der reichsten Mannigfaltigkeit zu verleihen.

Aus diesem tosenden, brausenden, hochaufschäumenden Meere von Masken ragte wie ein schwerfälliger Leuchtthurm ein vom Scheitel bis zur Schuhsohle geharnischter Ritter Georg hervor, der sich in diesem auf- und niederwogenden Gewühle durch die Unbeweglichkeit seiner Stellung bemerkbar machte. Er stützte

sich auf ein Schild, auf welchem der von seinem Speere durchbohrte Drache zu sehen war, und öffnete nur dann und wann sein geschlossenes Visir, um bequemer gähnen zu können.

Dieser in blinkendes Erz gehüllte Drachentödter war Prinz Friedrich Erdmann.

In der Nähe dieses unbeweglichen Leuchtthurms kauerte eine Maske in der braunen Kutte eines Pilgers, der dem lustigen Treiben dieses Festes mit einer Miene zusah, welcher es trotz der Larve, die sie trug, deutlich anzumerken war, daß der Inhaber besagter Miene weit mehr Langeweile als Vergnügen empfand. Dann und wann stieß er einen vierundzwanzigpfündigen Seufzer aus, der im Herzen des vor ihm stehenden Ritters Georg ein warmes Echo fand. Der Scharfsinn des Lesers wird schon lange errathen haben, daß dieser seufzende Pilgersmann kein Anderer war, als Hofrath Balthasar Piper, dessen Gedanken-Achse sich unruhig zwischen zwei Polen bewegte, von denen der Südpol „Barbara" ihn mit guter Hoffnung und banger Sehnsucht erfüllte, während der Nordpol „Tschitscherin" ihn unausgesetzt mit Schreckbildern aller Art verfolgte. — Die ungeheure Hitze, die in diesem Oceane von

Lichtern herrschte, hatte seine an ein gewisses Maaß von Flüssigkeiten gewöhnte Kehle dergestalt trocken gelegt, daß sein Durst ihn endlich in einen der Nebensäle trieb, worin das Buffet sich befand.

Einige Minuten später ließ ein riesig großer Eisbär eine seiner Vordertatzen so unsanft auf die Schulter des in Gedanken vertieften Ritters Georg niedergleiten, daß dieser erschreckt zusammenfuhr und das Schild, worauf er sich gestützt, klirrend zu Boden fallen ließ.

— Monseigneur, raunte die Maske dem Prinzen in's Ohr, ein Fremder, der an Ihrem Schicksale innigen Antheil nimmt, fühlt sich verpflichtet, Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitzutheilen, daß alle Großen dieses perfiden Hofes sich gegen Ew. Durchlaucht verschworen und gestern Nacht einstimmig beschlossen haben, Sie in spätestens drei Tagen ohne Geräusch aus dem Wege zu räumen. Darum bitte und beschwöre ich Sie, auf Ihrer Hut zu sein. Mehr kann und darf ich Ihnen nicht sagen, sprach der Bär und . . . verschwand.

Die Mittheilung des geheimnißvollen Bären hatte auf den Muth des Ritters Georg einen so tief erschütternden Eindruck gemacht, daß kalter Schweiß auf

seine Stirne trat. Er fühlte in allen Gliedmaßen ein unbehagliches Zittern und ließ seine Blicke ängstlich durch den Saal schweifen, um den Hofrath Piper aufzusuchen.

Dieser hatte sich eben an's Büffet herangedrängt und seine Hand nach einem Glase Glühwein ausgestreckt, als eine Maske in der Gestalt einer holländischen Windmühle auf ihn zu klapperte.

— Hofrath Piper, sagte der Windmüller, sein mehlweißes Gesicht zum Fenster seiner Mühle hinausstreckend, hüten Sie sich vor dem Schurken Olivier. Er ist ein Spion der geheimen Polizei und hat Ihre freisinnigen Aeußerungen über Rußland dem Chef derselben mitgetheilt, der vor zwei Stunden den Befehl gegeben hat, Sie morgen früh arretiren zu lassen. Fliehen Sie! rieth der Müller und verschwand.

— Meine Ahnung! stöhnte der gute Piper, dem vor Schreck der Durst verging und der nun ängstlich in den großen Saal zurückeilte, um dort seinen Herrn und Gebieter aufzusuchen.

Als dieser, müde des langen Suchens, sich im zweiten Saale auf einen der Divans niederließ, um einen Augenblick auszuruhen, nahte sich ihm eine weib-

liche Fledermaus, die ihm einen Zettel zusteckte und dann eben so schnell verschwand, als sie erschienen war.

Er öffnete sein Visir und las. Die Worte, mit Bleistift und zitternder Hand geschrieben, lauteten:

„Die Stunden Ihres Lebens sind gezählt. Das Einzige, was Sie retten kann, ist schleunigste Flucht!"

Die Furcht, die sich des prinzlichen Drachentödters bemeisterte, war so groß, daß er am Liebsten gleich auf der Stelle abgereist wäre; aber seine Klugheit rieth ihm, vorher seinen Leibarzt aufzusuchen und mit diesem das Nähere seiner Flucht zu besprechen.

Beide suchten sich eine ganze Stunde. Von Angst und Unruhe erschöpft, ließ sich der Prinz in einer Ecke des mit blühenden Camelien geschmückten Corridors nieder, als bald darauf eine alte, auf einen Krückenstock gestützte Zigeunerin auf ihn zutrippelte, um ihm aus den Linien seiner flachen Hand die Zukunft zu prophezeien.

— Ich lese darin durchaus nichts Gutes, näselte die Hexe. Du hast hier viele Feinde und Neider, die Dir nach dem Leben trachten. Drum geh' ihnen bei Zeiten aus dem Wege. Sei vorsichtig im Genusse der Speisen und Getränke, die sie Dir vorsetzen.

Hüte Dich vor Allem vor Melonen! sagte die Hexe und zog weiter.

Das unheimliche Wort „Melonen“ hatte ihm so furchtbaren Schreck eingejagt, daß sein Athem in Stocken gerieth. Es erinnerte ihn an Peter's III. gewaltsamen Tod, den man — fälschlich — dem Genusse dieser Frucht zugeschrieben hatte.

Noch einmal durchflog Ritter Georg alle Säle, und nachdem Hofrath Piper endlich gefunden war, ergriff er schweigend dessen Hand und zog ihn aus dem tollen Jubel des Festes in die stille Abgeschiedenheit seiner Gemächer. Hier erzählte er ihm die geheimen Mittheilungen des Eisbären, der Fledermaus und der Zigeunerin und befragte ihn um Rath, was nun zu thun sei.

— Das Klügste ist, daß wir abreisen.

— Aber wann, aber wann, guter Piper?

— Am Besten gleich auf der Stelle, rieth der sibirienscheue Hofrath.

Eine Stunde später verließ Seine Durchlaucht, begleitet von seinen beiden Dienern, das Winter-Palais und mit Anbruch des Tages befand er sich auf der Flucht nach Riga.

* * *

Am andern Morgen beeilte sich der „Zugeknöpfte“, der mit Hilfe jener Verkleidungen dem Prinzen und dessen Leibarzte einen längern Aufenthalt in Petersburg gründlich verleidet hatte, dem Grafen Orloff die Nachricht von der nächtlichen Flucht Seiner Durchlaucht zu überbringen. Der Graf begab sich zur Kaiserin.

— Prinz Friedrich Erdmann, meldete er, ist heute Nacht entflohen.

— Gott sei gedankt! rief Ihre Majestät.

Vierzehntes Kapitel.

Gregor Orloff und seine Favorite. — Das Urbild einer Theatermutter. — Der Privatsecretair der Kaiserin. — Eine Intrigue der Kaiserin, auf welche Odart einzugehen verspricht. — Sumarokoff und der abgelaufene Contract der Mademoiselle Hus.

Gregor Orloff, dem seit der Abreise der Fürstin Daschkow und ihres Anbeters Panin, wie seit der Flucht des Prinzen Friedrich Erdmann, ein dreifacher Alp vom Herzen gefallen war, begann nun etwas freier aufzuathmen und seine Liebe in zwei ungleiche Hälften zu theilen, von denen die größere der Schauspielerin Hus, die kleinere der Kaiserin Katharina zufiel, welche ihrerseits so sehr für ihn eingenommen war, daß sie das ganze Füllhorn ihrer Huld auf ihn niederströmen ließ und ihn fortwährend mit neuen Gunstbezeugungen zu überschütten geruhte.

— Ich weiß sehr wohl, sagte Katharina zu ihrer

vertrauten Freundin Protasow, daß Herkules seiner Omphale untreu ist; doch wenn sie großmüthig seine Untreue ihm verzeiht, so geschieht es darum, weil sie ihn heißer liebt als er's verdient.

In ähnlicher Lage befand sich Orloff.

— Ich ahne, gestand er seinem jüngern Bruder Fedor, daß meine blonde Flamme mir keineswegs treu ist; trotzdem fühle ich für sie mehr, wie für jede Andere.

Orloff überhäufte die Schauspielerin tagtäglich mit neuen Beweisen seiner Großmuth: er theilte mit ihr die Schätze seines Reichthums; er streute Gold und Diamanten in ihren Schooß; er errieth jeden ihrer tausend Wünsche und Launen, um durch die Erfüllung derselben ihr zu beweisen, wie sehr er sie liebe.

Aber Mademoiselle Hus fühlte sich trotz allen Aufwandes, mit dem er sie umgab, nicht glücklich; sie lebte in einem goldenen Käfig und bedauerte den Verlust ihrer Freiheit und Unabhängigkeit. Es beunruhigte sie, daß seine Eifersucht ihn mit Spionen umringte, die jeden Besuch, den sie machte oder empfing ihm brühwarm zutragen mußten.

Der Drache, der sie bewachte, war die Mutter,

deren Stolz sich geschmeichelt fühlte, daß ihre Tochter die begünstigte Nebenbuhlerin der Kaiserin sei und als solche mehr Schätze in einer Woche zusammenscharre, als sie selbst während ihres ganzen abenteuerreichen Lebens sich erbuhlt hatte.

Dame Hus war das Urbild einer echten Theatermutter: gemein, eigennützig, habgierig. Sie betrachtete die Jugend und Schönheit ihrer Tochter als eine Capital-Anlage, von welcher sie die möglichst größten Wucherzinsen zog. Alle Lehren, die sie ihrem Kinde gab, liefen darauf hinaus, die vorübergehende Neigung des Grafen als eine zeitweilig gepachtete Goldmine zu betrachten und dieselbe nach besten Kräften in möglichst kurzer Zeit dergestalt auszubeuten, daß man sich dadurch seine Zukunft sichert.

Die guten Lehren der würdigen Mutter hatten im Herzen der würdigen Tochter so vielen Anklang gefunden, daß Mademoiselle Adelaide, kaum achtzehn Lenze zählend, schon eine der verschmitztesten Buhlerinnen des Newa-Babels war.

Eines Morgens, als Graf Orloff's Equipage vor dem Hause seiner Angebeteten hielt, während er selbst zu ihr hinaufgeeilt war, um ihr zwei der kostbarsten

Zobelpelze zu Füßen zu legen, ließ die Kaiserin einen ihrer vertrautesten Diener, den Privatsecretair Odart, zu sich rufen.

Odart — von Geburt ein Piemontese und von Profession ein Taugenichts, der jedes Mittel, sich zu bereichern, stets willkommen hieß — war nach dem eigenen Geständnisse, das er eines Tages seiner ehemaligen Beschützerin — der Fürstin Daschkow — gemacht hatte, ein Mensch, der sich zu Allem gebrauchen ließ. — „Ich bin", sagte er, „arm geboren und habe, seitdem ich zu denken angefangen, die traurige Erfahrung gemacht, daß der geistreichste, tugendhafteste, allerbeste Mensch ohne Geld ein Lump ist. Mein ganzes Streben geht deshalb auf Erwerbung von Schätzen aus. Ich will nichts als Geld verdienen. Lohnt es der Mühe, dann stecke ich heute Nacht das kaiserliche Palais an und kehre morgen mit meinem Gewinn in meine Heimath zurück, um dort so ehrlich zu leben, wie andere Leute."

Trotz dieser und ähnlicher Gesinnungen, aus denen die Frechheit dieses Piemontesen kein Geheimniß zu machen pflegte, gehörte dieser Odart zu den Wenigen, die Katharinen's volles Vertrauen besaßen. Eine der

Eigenschaften, durch welche er sich in die Gunst der Kaiserin eingeschmeichelt hatte, war die außerordentliche Gewandtheit, die er sich in der französischen Sprache angeeignet. Odart stand lange Zeit in dem Rufe, der Verfasser jener französchen Briefe zu sein, welche die „Semiramis des Nordens" dem „Philosophen von Ferney" schrieb.

— Meister Taugenichts, sagte die Kaiserin zu ihrem Privatsecretair, ich habe Dich rufen lassen, um die Wahrheit Deiner Devise: „Vouloir c'est pouvoir" auf die Probe zu stellen. Und weil Du Dich rühmest, Alles, was Du Dir ernstlich vornimmst, durchsetzen zu können, frage ich Dich, ob Du vielleicht auch den Muth besitzest, Dir einzubilden, daß Du — ein Musterbild der Häßlichkeit! — auch hübschen Frauen gefährlich werden kannst?

— Mit Geld in der Tasche scheint mir nichts in der Welt unmöglich.

— Du sollst Geld haben, so viel Du verlangst, wenn Du versprichst, mir mit Hülfe dieses Talismans einen Dienst zu erweisen.

— Ich bin zu Allem bereit, sagte Odart.

— Kennst Du die Schauspielerin Adelaide Hus? fragte die Kaiserin.

— Ob ich sie kenne! Sie ist die Sirene, die halb Petersburg bezaubert und für die auch, wie die böse Welt behaupten will, Graf Gregor Orloff schwärmen soll.

— Suche Dir Eintritt in ihr Haus zu verschaffen und biete alle Künste der Verführung auf, um sie ihm untreu zu machen.

— Nichts leichter als dies! erklärte Odart, vorausgesetzt, daß man mir Mittel zur Verfügung stellt, die den Sieg mir erleichtern.

— Verfüge über meine Schatulle, erklärte Katharina.

Der Piemontese verneigte sich und ging.

Während Odart in seinem Zimmer den Plan seines Feldzuges entwarf, erschien, wie ein deus ex machina, der Schöpfer des russischen Drama, der Trauerspieldichter Alexei Petrowitsch Sumarokoff, der seit dem Jahre 1756 den Posten eines General-Directors der kaiserlichen Schaubühne bekleidete.

— Ich komme, sagte der Intendant, um mir Ihren gütigen Rath zu erbitten. Zu den Contracten,

die am Ersten des nächsten Monats ablaufen, gehört auch jener der französischen Schauspielerin Hus, die nach einem Briefe, den ich soeben empfing, ihn nur unter der Bedingung erneuern will, daß man sie mit einer Gehaltszulage von fünftausend Rubeln auf zwanzig Jahre engagirt. Nach Ablauf dieser Zeit verlangt sie eine Pension von sechstausend Rubeln. Was soll ich thun? fragte Sumarokoff.

— Ich halte diese Forderung, entgegnete Odart, so unbescheiden, daß ich sie, ohne Zustimmung der Kaiserin, nicht gutheißen kann. Ich werde die Bedingungen, die sie macht, Ihrer Majestät vorlegen und Ihnen alsdann mittheilen, was sie darauf zu beschließen geruht.

Nachdem der Intendant sich entfernt hatte, beeilte sich Odart, die Mutter der Künstlerin schriftlich einzuladen, ihm so bald als möglich die Ehre ihres Besuches zu schenken, um mit ihr wegen Erneuerung des ablaufenden Contracts ihrer Tochter mündlich das Nähere zu besprechen.

„Ich bitte, so schloß das verbindliche Billet, im Voraus überzeugt zu sein, daß ich gesonnen bin, meinen ganzen Einfluß aufzubieten, um unserer Bühne

eine Künstlerin zu erhalten, deren großartiges Talent ich vollständig zu würdigen weiß."

Als Mutter Hus diese Einladung erhielt, sagte sie zu ihrer Tochter:

— Il faut battre le fer tant qu'il est chaud. Und darum rathe ich Dir, mein Kind, morgen lieber selbst hinzufahren. Odart steht im Rufe der Bestechlichkeit. Ein zärtlicher Blick, ein freundliches Wort und eine Rolle mit hundert Goldstücken, die aus Deiner Hand in die seinige gleitet, wird ihn geschmeidiger machen, als die Beredsamkeit Deiner Mutter.

Fünfzehntes Kapitel.

Odart und Orloff's Geliebte. — Er trägt ihr Herz und Hand an. — Mademoiselle Hus geht in die Falle. — Orloff überrascht sie. — Er züchtigt sie. — Katharina erneuert den Contract ihrer Nebenbuhlerin.

Am andern Morgen, als Odart den Besuch der Mutter erwartete, wurde ihm zu seinem größten Erstaunen die Tochter angemeldet.

Mademoiselle Hus erschien im Glanze einer Toilette, welche durchweg geeignet war, den Nimbus ihrer achtzehnjährigen Schönheit in das blendendste Licht zu stellen.

— Ich komme, sagte sie mit einem rosigen Lächeln, dessen keuscher Zauber selbst den eingefleischtesten Weiberfeind bekehrt haben würde, um meine Mutter zu entschuldigen, die sich durch Krankheit verhindert sieht, Ihrer freundlichen Einladung Folge zu leisten.

Odart, geblendet von der Aureole ihrer à jour gefaßten Reize, mußte seine ganze Fassung zusammenraffen, um jenen Grad von Gleichgültigkeit zu erheucheln, der ihm nothwendig schien, um sie einzuschüchtern.

— Ich bitte Platz zu nehmen, Mademoiselle, sagte Odart mit eiskalter Ruhe, auf welche sie durchaus nicht gefaßt war. Ich bin in der traurigen Lage, Ihnen eine Mittheilung zu machen, deren Möglichkeit ich gestern, als ich ihre Mutter einlud, leider nicht vorauszusehen vermochte. Ihre Majestät die Kaiserin, fuhr er nach kurzer Pause fort, hat mir den unangenehmen Auftrag ertheilt, Ihnen zu sagen, daß sie sich nicht bewogen fühlt, Ihren Contract zu erneuern. Vergebens hatte ich meine ganze Ueberredungsgabe aufgeboten, um die Kaiserin von der Nothwendigkeit Ihres Engagements zu überzeugen. Vergebens bemühte ich mich, ihr zu beweisen, daß Talente Ihrer Art nicht so leicht zu ersetzen sind. Es schmerzt mich, Ihnen sagen zu müssen, daß Ihre Majestät diese Ansicht nicht zu theilen geruht. Nichts ist unersetzlich! äußerte sie und beauftragte mich, dem Intendanten die Weisung zu geben, die Bedingungen, unter welchen Sie

Ihren Contract zu erneuern wünschen, als unstatthaft abzulehnen.

Mademoiselle Hus wurde leichenblaß.

— Ich meine es gut mit Ihnen, fuhr Odart fort, und will Ihnen nicht verhehlen, daß die Gründe, die Ihre Majestät zu dieser Ansicht bewogen haben, leider nur allzu nahe liegen. Ich glaube sicher nicht zu irren, Mademoiselle, wenn ich Ihnen sage, daß Ihr Verhältniß zu einem Manne, dessen Namen ich Ihnen nicht zu nennen brauche, allerhöchsten Orts ein Stein des Anstoßes ist. Ich vermuthe, daß alle Hindernisse, die sich der Erneuerung Ihres Contracts entgegenstellen, leicht zu beseitigen wären, wenn Sie sich bereit finden ließen, von mir einen gut gemeinten Rath anzunehmen.

— Und was rathen Sie mir? fragte die Schauspielerin, die Wimpern ihrer Augen züchtig niedersenkend.

— Ich würde Ihnen rathen, Mademoiselle, jenes Verhältniß, durch das die Sicherheit Ihrer hiesigen Stellung und Ihre ganze Zukunft gefährdet wird, mit Eclat abzubrechen. Ich würde Ihnen rathen, schönes Kind, das wohlbegründete Mißtrauen Ihrer Majestät

durch einen Schritt zu beruhigen, der, mehr als jeder andere, geeignet wäre, die Kaiserin zu überzeugen, daß die Reue, die Sie empfinden, aufrichtig, und daß der Gedanke an eine Wiederanknüpfung des abgebrochenen Verhältnisses geradezu unmöglich ist.

— Erklären Sie sich deutlicher, Herr Odart.

— Mademoiselle, fuhr er fort, ich kenne einen Mann, der seit jenem Abende, wo Sie zum ersten Male das hiesige Theater betraten, einer Ihrer leidenschaftlichsten Verehrer ist, einen Mann, der Sie mit der ganzen Gluth der ersten Liebe liebt und jeden Augenblick bereit ist, sein Schicksal mit unauflösbaren Banden an das Ihrige zu fesseln, sobald Sie entschlossen sind, einer Verbindung zu entsagen, die Sie — verzeihen Sie mir meine Aufrichtigkeit! — zu einem jener leichtsinnigen Geschöpfe erniedrigt, welche auf die Achtung ihrer Mitmenschen freiwillig Verzicht leisten. Ich kenne einen Mann, Mademoiselle, der Ihnen Herz und Hand anträgt.

— Und der Name dieses Mannes? fragte die Schauspielerin.

— Odart! sagte der Piemontese, der sich zu ihren Füßen niederließ und ihre zitternde Hand erfaßte, um

sie mit dem ganzen Ungestüm eines Verliebten an seinen Mund zu pressen.

— Herr Odart, entgegnete die Künstlerin nach einem Augenblicke reiflicher Ueberlegung, Alles, was Sie mir so eben gesagt haben, trägt so sehr das Gepräge eines wohlberechneten Theatercoups, daß eine Schauspielerin, die daran gewöhnt ist, Ihrer Betheuerung durchaus keinen Glauben zu schenken vermag.

— Ich rufe den Himmel zum Zeugen an, daß das Geständniß meiner Liebe reine, heilige Wahrheit ist. Hören Sie mich an, theure Adelaide! Ich bin weder jung, noch reich; aber meine ewige Liebe, meine unwandelbare Treue wird Sie für Alles entschädigen, was Ihre Jugend und Schönheit mir zum Opfer bringt. — In dem Augenblick, wo die Kaiserin erfahren wird, daß Sie jener verhaßten Verbindung entsagt haben, um für immer mir anzugehören, wird sie — ich verbürge es Ihnen! — mit Freuden alle Bedingungen Ihres neuen Contractes erfüllen, um Sie für immer an Petersburg zu fesseln. — Folgen Sie der Regung Ihres Herzens, gehorchen Sie der Stimme der Vernunft und erhören Sie das Flehen heißer Liebe. Ich bleibe zu Ihren Füßen liegen so lange,

bis Sie, überzeugt von der Wahrheit meiner Gefühle, mir geloben, mein zu sein mit Leib und Seele.

— Herr Odart, stöhnte die Schauspielerin, die seinem Flehen nicht länger Widerstand zu leisten fähig war, was wird meine Mutter dazu sagen?

— Sie wird dem Glücke und der gesicherten Zukunft ihres einzigen Kindes nicht hemmend in den Weg treten.

— O, Herr, Sie kennen Sie nicht! Sie wird Alles, Alles aufbieten, um jenes Verhältniß, das mich — ich gestehe es Ihnen! — anwidert, so lange fortbestehen zu lassen, bis jener Mann, dessen brutale Eifersucht mich empört, dessen rohe Launen mir verhaßt sind, mich eben so treulos verrathen wird, wie Jene, deren zudringliche Liebe er in meinen Armen verlacht.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür.

Orloff's herkulische Gestalt, welche, in die weiten Falten eines Mantels gehüllt, bleich und schweigsam an der Schwelle stehen blieb, erfüllte die Schauspielerin, deren Geständniß er belauscht hatte, mit einem Schrecken, der, wie der Anblick eines Medusenhauptes, jede Faser, jede Fiber, jeden Nerv ihres Körpers versteinerte und jeden Tropfen ihres Blutes zum Still-

stand brachte. Sie glich einer Marmor gewordenen Statue.

Muthiger benahm sich Odart, welcher sich bei Orloff's Eintritt rasch erhob und ihm die Frage in's Gesicht schleuderte:

— Haben Sie Alles gehört?

— Alles! wiederholte Orloff mit einer Aufregung, die jeden seiner Züge krampfhaft verzerrte.

— Und darf man erfahren, was Sie darauf beschlossen haben?

— Ich habe beschlossen, mich zu rächen, aber nicht an Dir, Odart, der Du Deine Liebhaberrolle meisterhaft gespielt hast, sondern einzig und allein an dieser schamlosen, undankbaren Heuchlerin, deren Anblick jeden Blutstropfen meines tiefempörten Ichs mit der blinden Wuth eines wilden Thieres erfüllt, brüllte Orloff, der seinen Mantel fallen ließ und der Treulosen, deren Füße festgewurzelt schienen, mit der Reitgerte, die er trug, einen so heftigen Schlag in's Gesicht versetzte, daß sie lautlos zu Boden sank wie eine zertrümmerte Bildsäule.

— Nun sei sie Dein! sagte Orloff und ging.

Erst nach einer Stunde gelang es den Bemühungen

des von Odart herbeigerufenen Leibarztes der Kaiserin, Dr. Rogerson, die Schauspielerin, der man eine Ader öffnen mußte, in's Bewußtsein zurückzurufen.

*
* *

Noch am Abende desselben Tages bestätigte die Unterschrift der Kaiserin den neuen Contract ihrer von Orloff mißhandelten Nebenbuhlerin.

Sechszehntes Kapitel.

Ein Brief der Fürstin Daschkow. — Tod Königs August III. von Polen. — Der Pro-Rex Lubienski. — Einberufung des polnischen Reichstags. — Fünf Kron-Candidaten. — Sophie Branicka. — Stanislaus Poniatowski. — Erica.

Graf Panin, der nach sechswöchentlichem Aufenthalte in Polens Hauptstadt nach Sanct-Petersburg zurückgekehrt war und Tags darauf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte, saß an einem stürmischen October-Abende des Jahres 1763 vor dem Kamine und lauschte, in Gedanken vertieft, dem lustigen Gemurmel des Feuers, als ein Brief von seiner Freundin Daschkow aus Warschau einlief.

„Geliebter Graf, schrieb sie, nach einer Depesche, die unser gemeinschaftlicher Freund, Graf Keyserlingk, so eben aus Dresden empfängt, hat König August III.

am 5. dieses Monats seine irdische Laufbahn beschlossen. Seine Asche ruhe — falls Sie nichts dagegen haben — in Ruhe und Frieden!

In Folge seines Ablebens wird der Erzbischof von Gnesen und Fürst-Primas von Polen, Wladimir Lubienski, der für unsere Pläne bereits gewonnen ist, als Pro-Rex die Zügel der Regentschaft übernehmen.

Er wird den Reichstag einberufen, der am 7. Mai des nächsten Jahres hier zusammentreten soll, um zu der Wahl eines neuen Königs zu schreiten.

Dies Alles, hoffe ich, wird in die Einförmigkeit meines hiesigen Aufenthaltes etwas Abwechslung bringen.

Außer unserm gemeinschaftlichen Schützling, dem Groß-Truchseß von Lithauen, treten nicht weniger als vier Mitbewerber auf:

1) der Groß-Feldherr und Castellan von Krakau, Johann Clemens Graf Branicki;

2) der Groß-Kanzler von Lithauen, Michael Friedrich Fürst Czartoryski;

3) der Woywode von Wilna, Ulrich Fürst Radziwill;

4) der Unter-Truchseß von Lithauen, Stanislaus Fürst Lubomirski.

Die meisten Chancen von diesen Vier hat Nummer 1 für sich, weil sie reicher und — unter uns gesagt! — noch viel dümmer als die andern ist.

Wir — Keyserlingk und ich — haben weder Bestechungen, noch Drohungen gespart, um die Wahl auf den „ci-devant“ unserer erhabenen Gebieterin hinzulenken.

Stanislaus August Poniatowski, der mich tagtäglich besucht und mir warme Grüße an seine hohe Beschützerin aufträgt, ist ein Mann, der, faute de mieux, auch Ihrer armen Freundin gefällt, die hier, häufiger als je, sich von Langeweile angewandelt fühlt.

Der Graf, der mich zur Vertrauten aller seiner kleinen Geheimnisse gemacht, hat mir mitgetheilt, daß er seit Kurzem für eine junge Dame schwärmt.

Doch scheint diese Neigung keine ernste zu sein, denn er bittet Sie, der Kaiserin zu sagen, daß er, eingedenk seines Versprechens, sich niemals verheirathen wird.

Aus diesem Grunde beneide ich ihn.

Mein Dummkopf von Gemahl, den unsere er-

habene Gebieterin zum Obristlieutenant ernannt und an die Spitze ihres Heeres gestellt, das sie an der polnischen Grenze aufgestellt hat, erweist mir die Ehre, mich hier viel häufiger zu besuchen, als mir — unter uns gesagt! — angenehm ist.

Sorgen Sie dafür, geliebter Freund, daß mein gelehrter Plato so bald als möglich aus Polen abberufen werde, denn auch er ist ein Motiv, daß ich hier weit mehr Langeweile, als Vergnügen empfinde.

Es giebt Augenblicke, lieber Graf, in welchen ich schwach genug bin, mich nach Petersburg zurückzusehnen in die Arme eines Undankbaren, der mich gänzlich vergessen zu haben scheint.

Leider kenne ich Sie zu genau, um nicht zu wissen, daß Sie unfähig sind, irgend einer Frau länger treu zu bleiben, als höchstens sechs Monate.

Doch genug für heute, morgen mehr!

Nachschrift. Ist es wahr, daß O. seine Maitresse mit der Peitsche gezüchtigt und für diese ritterliche That, bald darauf, das blaue Band erhalten hat? Ich bitte um Antwort, treuloser Freund! K. D."

Mit einer Miene, die noch mehr als Gleichgiltigkeit verrieth, warf der Graf den Brief seiner Freundin

in die knisternden Flammen des Kamines mit den Worten:

— Die gute Frau wird etwas langweilig!

Panin, dessen schwächste Seite eine excentrische Vorliebe für weibliche Schönheit war, hatte während seines Aufenthaltes in Warschau die Bekanntschaft einer jungen Polin gemacht, deren maienfrische Erscheinung von so großem Zauber für ihn war, daß beim Anblick dieser Reize seine Neigung für Katharina Daschkow mehr und mehr zur Neige ging.

Diese Polin, die sein Herz im Sturme erobert hatte, war eine Nichte des Castellans von Krakau und hieß Sophie Gräfin Branicka.

Und nicht ohne Grund nannte man sie die „Perle von Krakau", denn sie war schön wie der Tag und verlockend wie die Nacht. Dunkelschwarzes Haar, kornblumenblaue Augen, blendendweiße Haut und ein junonischer Wuchs erhoben sie zu einer vollendeten Schönheit ersten Ranges.

Sophie Branicka war, in Begleitung ihrer Kammerfrau, unter fremdem Namen dem Grafen nach Petersburg gefolgt und hatte so große Herrschaft über ihn gewonnen, daß er bald keinen andern Willen, als den

ihren besaß. Fürstin Daschkow hatte sich also nicht getäuscht, als sie ihn einen Undankbaren schalt, „der sie gänzlich vergessen zu haben schien.“

Panin war im ersten Auflodern seiner neuen Leidenschaft so unvorsichtig gewesen, der Gräfin Branicka das Versprechen zu geben, alle Hebel der Diplomatie und gleichzeitig die ganze Macht seines Einflusses in Bewegung zu setzen, um die Kaiserin für den Plan zu gewinnen, ihren frühern Günstling Poniatowski fallen zu lassen und die Erwählung des Castellans von Krakau zu begünstigen.

Nichts also kam ihm jetzt erwünschter, als die Mittheilung, daß der Truchseß von Lithauen seit Kurzem für eine junge Dame schwärme. Sein Gefühl sagte ihm, daß diese unzeitige Schwärmerei mehr als alles Andere geeignet sei, Katharinens Eifer für die Erhebung Poniatowki's bedeutend abzukühlen, denn er kannte das weibliche Herz und wußte, daß es in den Augen einer Frau, die uns liebt, keine größere Sünde giebt, als die Huldigung, die wir einer Andern zu Füßen legen.

Vor Allem war es nöthig, zu erfahren, wer jene Dame sei.

Und dies allein bewog den Grafen, den Brief seines weiblichen Chargé d'affaires noch an demselben Abende zu beantworten.

„Sie schelten mich undankbar, schrieb er. Der beste Beweis, daß ich es nicht bin, ist die Eile, mit der ich Ihnen für Alles danke, was Sie mir gemeldet haben.

Die Kaiserin, der ich den Inhalt Ihres Briefes mitgetheilt, beauftragt mich, Sie zu bitten, mir gleich nach Empfang dieser Zeilen den Namen jener Dame zu nennen, für welche Graf Stanislaus „faute de mieux“ zu schwärmen geruht.

NB. Ich habe Grund zu glauben, daß man ein Wenig neidisch ist, und brauche Ihnen darum nicht zu sagen, daß ein Signalement jener Glücklichen, falls es nur einigermaßen günstig ausfiele, nicht verfehlen würde, das Fünkchen der Eifersucht zur Flamme anzufachen.

Ich küsse im Voraus die schöne Hand, die diese Zeilen mir beantworten wird, und bleibe mit unwandelbarer Treue Ihr dankerfüllter Freund und Verehrer N. J. P.“

*

* *

Zehn Tage später erhielt Graf Panin, an dessen Seite Sophie Branicka saß, nachfolgende lakonisch abgefaßte Depesche:

„Sie ist eine Schwedin, zählt achtzehn Jahre, hat keine Eltern, ist bildschön und heißt — — — Erica."

— Das genügt! sagte der schlaue Diplomat.

Siebzehntes Kapitel.

Ein Ausflug nach Oranienbaum. — Katharina erzählt ihrem Günstling einen Traum. — Graf Panin und neue Depeschen aus Warschau. — Katharinens Eifersucht. — Sie verlangt Erica's Bild.

Katharina, welche Tags zuvor in Begleitung des Grafen Orloff und ihrer Kammerfrau Protasow einen Ausflug nach dem, 34 Werst von Petersburg entfernten, am Gestade des finnischen Meerbusens gelegenen Lustschlosse Oranienbaum gemacht und dort in demselben Zimmer, in welchem ihr Gemahl in Gesellschaft der Gräfin Elisabeth Worontzow die letzten Stunden seiner Freiheit genossen, zu übernachten geruht hatte, war am Morgen des folgenden Tages, als sie mit ihrem Günstlinge beim Frühstücke saß, bei so auffallend heiterer Laune, daß sie, gesprächiger als je, ihm einen Traum erzählte, den sie in vergangener Nacht geträumt haben wollte.

— Es war eine milde, sternenhelle Sommernacht, begann die Kaiserin. Einsam und allein durchwandelte ich, die Wittwe, mit der bangen Sehnsucht einer Calipso — untröstlich über die Abreise meines noch immer heißgeliebten und schmerzlich vermißten Ulysses — die lautlosen, mondlichtdurchflossenen Laubgänge des Haines von Oranienbaum, als Poniatowski's theures Bild so wunderbar lebendig vor meine Seele trat, daß ich mit dem Rufe „Stanislaus!" in seine Arme flog. Er preßte mich an sein Herz, dessen lautes Klopfen ich vernahm, und erneuerte mit dem ganzen Feuer seiner liebeglühenden Leidenschaft den Schwur ewiger Liebe. Jetzt, Abgott meiner Seele, sagte er zu mir, jetzt bist Du frei; jetzt kann es Dir Niemand wehren, wenn Du den kühnsten meiner Wünsche erhörst. — Und was verlangst Du? fragte ich. Werde mein Weib, Katharina! flehte Stanislaus mit dem süßen Schmelze seiner Stimme, die wie Musik des Himmels mein Ohr berauschte. Steige hernieder von der Höhe Deines Thrones, flehte der Mann meiner Träume, breite die Flügel Deines Schutzes aus über mich und erhebe mich zu Dir! Polens Thron, fuhr er fort, ist erledigt und die Macht Deines Einflusses, Katharina,

ist so groß, daß — sobald Du es ernstlich willst — August's III. Krone mir zufällt; dann bin ich nicht mehr arm und machtlos, wie jetzt; dann bin ich König von Polen und als Solcher würdig, mich um die Hand Jener zu bewerben, die mich dazu gemacht hat. Du theilst mit mir Dein Herz, ich theile meine Krone mit Dir, rief er entzückt und wollte liebeglühend mich in seine Arme schließen; da erwachte die arme Calipso und ... ihr reizendschöner Ulysses war verschwunden.

— Ein allerliebster Traum, sagte Orloff, mit dem goldenen Löffel, den er krampfhaft hielt, den Zucker umrührend, mit welchem er sich die Bitterkeit seines Thee's versüßte. Aber Träume, fügte er hinzu, sind nur Schäume, und ich für meinen Theil halte es lieber mit der Wirklichkeit. Nie wird Katharina sich so tief vergessen, den Glanz ihrer Krone mit einem Manne zu theilen, der kein Russe ist.

— Sind Polen und Russen nicht Völker Eines Stammes, und wäre eine Heirath solcher Art nicht schon deshalb klug und rathsam, weil zwei getrennte Stämme durch sie vereinigt würden?

— Noch ist jener Mann nicht König!

— Doch soll er's werden, so wahr ich Kaiserin von Rußland bin!

— Katharina liebt ihn also immer noch?

— Und wo gäb' es einen Zweiten, der würdiger meiner Liebe wäre, als Stanislaus? Wer ist treuer, wer beständiger, als Er? Die Stimme meines Herzens sagt mir tausendmal, daß er noch immer mich so glühend heiß und innig liebt, wie damals, wo er, von mir Abschied nehmend, freiwillig das Gelübde that, lieber unvermählt zu sterben, als seine Liebe jemals einer Andern zuzuwenden. Sechs lange lange Jahre sind seitdem verflossen und Stanislaus ist seinem Schwure treu geblieben bis zu dieser Stunde. Gregor Gregoriewitsch, blick' in Dein Herz und frage Dich, ob auch Du solcher Treue fähig bist?

Orloff schlug beschämt das Auge nieder und schwieg.

— Gregor, fuhr Katharina fort, warum ist Deine Liebe zu mir nicht so wahr und innig, nicht so rein und uneigennützig, wie die Liebe Dessen, der trotz der Jahre und Entfernung mir treu geblieben ist?! Gregor, warum folterst Du dies Herz, das so Vieles Dir geopfert hat, durch Undank so schnöder Art, daß ich oft mich frage: „Und warum ertrage ich dies Alles? Warum

bin ich nicht stark genug, das Bild des Undankbaren auszureißen aus dem Rahmen meiner Seele und seinen Namen auszulöschen aus dem Buche der Erinnerung?" O, warum bist Du nicht so wahr und treu, wie Stanislaus?

Kaum ausgesprochen war die Frage, als ein Diener eintrat, um der Kaiserin die Ankunft des Grafen Panin anzumelden.

Katharina wollte ihn abweisen lassen. Orloff aber, müde der Vorwürfe, die sie ihm gemacht, faßte den Muth, sie zu bitten, den Minister vorzulassen, um zu erfahren, was er ihr mitzutheilen habe.

Sie gab dem Diener ein Zeichen, ihn eintreten zu lassen. Die Kaiserin, die ihre Gemüthsbewegungen meisterhaft zu beherrschen verstand, nahm beim Eintritte des Grafen die heiterste Miene an.

— Was führt Sie nach Oranienbaum? fragte Katharina mit einem Lächeln, das ihn willkommen hieß.

— Heute früh, Majestät, erhielt ich Depeschen aus Warschau.

— Und was melden sie uns?

— Dinge so unerwarteter Art, daß sie einen bösen Strich durch unsere Rechnung machen. Die Intri-

guen des französischen Abgesandten, Marquis de Paulmy d'Argenson, haben dem Kron-Candidaten Ihrer Majestät neue Hindernisse in den Weg gelegt. Lubienski, auf dessen Einfluß wir gerechnet hatten, scheint mit Einem Male — Gott weiß wodurch! — für Frankreich gewonnen. Das Cabinet von Versailles begünstigt die Candidatur des Grafen Branicki, der, dadurch ermuthigt, kein Mittel unversucht läßt, unsere Pläne zu vereiteln. Die Fürstin Daschkow meldet uns, daß die Chancen für den Grafen Poniatowski sich in Folge der Machinationen Frankreichs auf höchst beunruhigende Weise vermindert haben. Sie sowohl, als Graf Keyserlingk, klagen über die Indolenz des Grafen Stanislaus, der ruhig die Hände in den Schooß legt und — bei Licht betrachtet! — gar nichts für sich thut. Das, was seiner Popularität in den Augen seiner Landsleute am Meisten schadet, ist ein Umstand so geringfügiger Art, daß sich auch hier die Wahrheit des alten Satzes, daß die kleinsten Ursachen oft die größten Folgen haben, glänzend bestätigt.

— Das klingt so räthselhaft, lieber Graf, daß ich, aufrichtig gesagt, es nicht verstehe.

— Ich begreife dies, Majestät, und darum will

ich mich deutlicher ausdrücken und das Kind beim rechten Namen nennen. Das, was ihn urplötzlich unpopulär gemacht hat, ist nichts weiter, als ein kleiner unschuldiger Zeitvertreib, eine vorübergehende Laune, eine harmlose Liebschaft.

— Eine Liebschaft? fragte die Kaiserin auffallend bestürzt. Mit wem?

— Mit einer jungen Waise, die, schön wie der Aufgang der Sonne am Meeresgestade, in den Augen der Polen nur Einen Fehler hat.

— Und worin besteht dieser Fehler?

— Darin, daß sie keine Polin ist! Sie heißt Erica und soll schwedischer oder, wie Andere behaupten, finländischer Abkunft sein. Alle Beschreibungen aber stimmen darin überein, daß sie eine Schönheit ersten Ranges ist, die den Grafen dergestalt bezaubert hat, daß er, wie es heißt, ernstlich entschlossen sein soll, sie zu heirathen.

— Heirathen? wiederholte Katharina, die dabei merklich erbleichte.

— Seitdem hat der arme Graf sämmtliche Polinnen gegen sich: die verletzte Eitelkeit seiner weiblichen Lands-

leute ist so groß, daß die ganze Frauenwelt sich vereinigt hat, Stimmen zu werben für den Grafen Branicki.

— Graf Panin, sprach die Kaiserin gefaßt, eilen Sie ungesäumt nach Petersburg zurück und senden Sie noch heute einen Courier nach Warschau ab mit der Weisung . . .

— Mit der Weisung? wiederholte der Minister.

— Den Grafen Poniatowski in Meinem Namen zu grüßen und ihn zu bitten, seiner alten Freundin das Bild seiner jungen Geliebten zu schicken. Von diesem Bilde wird es abhängen, ob Wir für oder gegen ihn Partei ergreifen werden. Kommt Zeit, kommt Rath, Graf Panin!

Der Graf verbeugte sich und ging.

Achtzehntes Kapitel.

Die Kaiserin und ihre Kammerfrau Protasow. — Der Wundergraf Saint-Germain. — Die Mission der Kammerfrau nach Warschau. — Katharinens Brief an Abbé Pellegrini.

Die Kaiserin war, nachdem ihr Minister sie verlassen hatte, so sehr verstimmt, daß Orloff, obgleich er im Stillen triumphirte, sich doch den Anschein aufrichtigen Bedauerns gab und seine erhabene Gebieterin zu trösten versuchte.

— Jeder Pole, sagte er, ist falsch. Und warum sollte gerade Poniatowski der Einzige sein, der eine Ausnahme macht? Hatte er nicht Zeit genug, um während seines hiesigen Aufenthaltes alle Grundsätze seines Freundes Williams*) in sich aufzunehmen, und

*) Charles Hanbury Williams, englischer Gesandter an den Höfen zu Dresden, Berlin, Petersburg, Stockholm und Kopenhagen, bekannt durch seine sarkastischen Berichte über diese Höfe, starb am 2. December 1759 zu London.

gab es wohl jemals einen vollendetern Taugenichts, einen herzlosern Spötter, einen treulosern Roué, als jenen Engländer, den Georg II. als wahre Hofgeißel von Reich zu Reich geschickt hatte, um alle Höfe des Festlandes, der Reihe nach, zu sich in den Staub zu ziehen?

— Laß die Todten ruhen! sagte Katharina. Auch ich habe jenen viel Verlästerten gekannt und mehr als ein Mal Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß Williams, besser als sein gefürchteter Ruf, auch manche gute Eigenschaft besaß.

— Er war's, der seinen Zögling ermuthigt hatte, sein Auge zu Peter's Gemahlin zu erheben; er war's, der ...

— Nichts mehr von ihm! sagte die Kaiserin, die sich an gewisse Dinge nur ungern erinnern ließ und die nun, um das Gespräch abzubrechen, einen Blick auf die Wanduhr warf. — Wie schnell hier die Zeit verstreicht! Da es bald Mittag ist, so bitte ich Dich, mir meine Kammerfrau zu schicken und mich mit ihr allein zu lassen, weil ich mich umzukleiden wünsche.

Orloff, dem es bekannt war, daß die Kaiserin

keinen Widerspruch vertrug, entfernte sich. Katharina ging nachdenkend auf und ab.

— Ich muß Gewißheit haben, sagte sie und überlegte.

Der Gedanke, der sie beschäftigte, verlieh ihren sonst milden Zügen einen strengen Ernst; doch als die Kammerfrau eintrat, erkünstelte Katharina wieder die gewöhnliche Heiterkeit.

— Anna Iwanowna, fragte sie, hast Du den Muth, eine Frage, die mir auf der Lippe schwebt, aufrichtig zu beantworten?

— Ich verspreche es! erwiderte Dame Protasow.

— Dann sage mir offen und ehrlich: findest nicht auch Du, daß ich seit Jahr und Tag rasch gealtert bin?

— Ihre kaiserliche Majestät geruhen zu scherzen. Alle Welt findet, daß Sie sich seit der Zeit Ihres Witwenstandes wunderbar verjüngt haben.

— Meine boshaften Spiegel sagen mir täglich das Gegentheil. Siehst Du diese kecke Runzel nicht? fragte Katharina, den Zeigefinger ihrer Linken an den äußern Winkel ihres linken Auges legend.

— Ich sehe Nichts! betheuerte die Kammerfrau.

— Das ist artig von Dir, aber da ich sie sehe, und da ich weiß, daß die bösen Runzeln mit der Schnelligkeit der Pilze sich vermehren, will ich bei Zeiten darauf bedacht sein, dem weitern Umsichgreifen dieser unwillkommenen Gäste ernstlich vorzubeugen.

— Aber wodurch?

— Bist Du verschwiegen?

— Wie ein Kirchhof!

— Dann beantworte mir vor Allem eine Frage. Hast Du vom Wundergrafen Saint-Germain gehört?

— Ah, wer sollte Den nicht kennen? Die Zeitungen erzählen, er verkaufe ein Elixir, durch dessen Gebrauch die Marquise von Pompadour sich auffallend verjüngt haben soll.

— Briefe aus Warschau melden mir, Graf Saint-Germain sei dort unlängst unter dem angenommenen Namen eines Abbé Pellegrini angekommen. Aus mehr als einem Grunde bin ich begierig, die Bekanntschaft dieses Wundermanns zu machen, und seit drei Tagen trage ich mich mit dem Gedanken, ihn einzuladen, nach Petersburg zu kommen. Wie aber fange ich es an, daß mein Wunsch in Erfühlung gehe?

— Zwei Worte an die Fürstin Daschkow . . .

— Nein, nein, ihr traue ich nicht. Sie würde Das, was ich um jeden Preis der Welt geheim zu halten wünsche, brühheiß ihrem alten Numa Pompilius verrathen.

— In diesem Falle würde ich mir erlauben, Ihrer Majestät zu rathen, den Grafen Keyserlingk...

— Auch ihm mißtraue ich, denn ich weiß, daß er ein Schwätzer ist, der Alles, was er erfährt, der Fürstin Daschkow erzählt.

— Was also haben Ihre Majestät beschlossen?

— Ich habe beschlossen, sagte Katharina mit leiser Stimme, Dir einen neuen Beweis meines Vertrauens zu geben dadurch, daß ich Dich bitte, mir die Gefälligkeit zu erweisen, morgen vor Tagesanbruch nach Warschau zu eilen. Sprich, liebes Kind, willst Du das?

— Mit tausend Freuden, Majestät!

— Wohlan, dann schwöre mir bei Allem, was Dir lieb und heilig ist, ein unverbrüchliches Schweigen zu beobachten und Keinem, wer es auch sei, das Ziel und den Grund Deiner geheimen Sendung zu verrathen.

— Ich schwöre!

— Heute Nacht vor dem Schlafengehen werde ich Dir ein Schreiben einhändigen; mit diesem Briefe eilst Du morgen früh, wenn Alles noch im festen Schlafe liegt, nach Warschau. Wagst Du es, irgend einem Menschen zu sagen, wohin Du gehst, dann bist Du verloren; bist Du aber stark genug, mein Geheimniß treu zu bewahren, dann soll Deine Verschwiegenheit glänzend belohnt werden.

— Ich werde schweigen wie der Tod! gelobte die Kammerfrau.

— Gut, sagte Katharina und eilte, sich umzukleiden.

Nachdem ihre Toilette beendigt war, beauftragte sie ihre Vertraute, den Grafen Orloff zu rufen und den Schlitten, der sie nach Oranienbaum gebracht, ungesäumt anspannen zu lassen.

Als Orloff eintrat, sagte die Kaiserin:

— Ich habe beschlossen, ohne Aufschub nach Petersburg zurückzukehren.

— Und warum, Majestät, diese Eile? fragte der Günstling, den dieser auffallend rasche Entschluß zu befremden schien.

— Heute Abend, erwiderte Katharina, ist das

Benefiz der Signora Colonna, deren Stimme für mich mehr Zauber als jede andere besitzt. Ich wünsche sie noch einmal als „verlassene Dido“ zu hören und sowohl ihr, wie meinem alten Galuppi, der so pünktlich Wort gehalten hat, einen Beweis meiner Erkenntlichkeit zu geben.

Mit dem Glockenschlage Eins hielt vor dem Schloß-Portale ein prachtvoller, mit kostbarem Pelzwerk angefüllter Schlitten, in den nach der Kaiserin deren Kammerfrau und, nach dieser, Graf Orloff einstieg.

Die Pferde jagten blitzschnell nach Petersburg. Katharinens Gedanken aber weilten in Warschau. — — — — — — — — — — — — — — — — —

* * *

Abends erschien die Kaiserin, umgeben vom glänzenden Hofschwarme ihrer Kammerherren, die wie Motten das blendende Licht umkreisten, in der großen Mittelloge des Theaters.

Nach der Oper schützte Katharina eine Erkältung vor, um sich, früher als gewöhnlich, in ihr Schlafgemach zurückzuziehen.

Hier schrieb sie einen langen Brief, dessen Abfassung ihr nicht leicht zu werden schien, denn reiflich überlegte sie jeden einzelnen Satz, jedes einzelne Wort, und war dessen ungeachtet mit dem Tone des ganzen Schreibens schließlich so wenig zufrieden, daß sie es ärgerlich in tausend kleine Stücke zerriß und sodann einen neuen Brief zu schreiben begann.

— Niemals ist ein Brief mir so schwer geworden, wie dieser! gestand sich Katharina, der ein Stein vom Herzen fiel, als jener versiegelt vor ihr lag.

Die Adresse lautete kurz und einfach:

An den Abbé Pellegrini in Warschau.

Diesen Brief legte sie in die Hand ihrer Kammerfrau, die dann, scheu und ängstlich wie ein Dieb, das Winter-Palais verließ und sich zu Fuß und ohne Begleitung nach der Erbsenstraße begab. Dort wohnte ihr Schwager, den sie gleich nach ihrer Rückkehr von Oranienbaum beauftragt hatte, eine Postchaise für sie in Bereitschaft zu halten.

Eine Stunde nach Mitternacht befand sie sich auf dem Wege nach Polen. Noch in derselben Nacht sandte

auch Graf Orloff einen Vertrauten nach Warschau, mit der Weisung, dort genauere Erkundigungen einzuziehen über Erica und ihr geheimnißvolles Verhältniß zum Grafen Stanislaus Poniatowski.

Neunzehntes Kapitel.

Die Protasow und der „Zugeknöpfte." — Ein gebrochenes Wagenrad. — Wer ist Abbé Pellegrini? — Dessen Ankunft in Petersburg. — Poniatowski's Schreiben an die Kaiserin. — Erica.

Zwischen Petersburg und Warschau dehnt sich eine Entfernung von mehr als tausend Werst aus.

Vor hundert Jahren brauchte man zu dieser Reise, die man jetzt ziemlich bequem in drei Tagen macht, fast das ~~Dreifache~~ dieser Zeit. 10 fache

Eine Reise dieser Art war also sehr beschwerlich, und noch weit beschwerlicher für eine Frau, die sich genöthigt sah, bei so später Jahreszeit allein zu reisen.

Am Morgen des dritten Tages langte die Kammerfrau der Kaiserin, noch ziemlich munter, in Pskow, am Abende des siebenten Tages, schon halb gerädert, auf der Hälfte des Weges, in Dünaburg, an.

Hier war's, wo sie zum ersten Male übernachtete.

Am andern Morgen setzte sie, neu gestärkt, ihre Reise nach Kowno fort, wo sie am Abende des zehnten Tages eintraf und zufällig in derselben Judenschenke abstieg, in welche, eine Stunde früher, aus Mangel an Auswahl auch der Abgesandte Orloff's eingekehrt war.

Der Mann, welchen Katharinens Günstling zu dieser Sendung auserkoren, war kein Anderer als der „Zugeknöpfte", mit dessen Hilfe er den furchtsamen Prinzen Friedrich Erdmann nach Deutschland zurückgejagt hatte.

Dieser Spion, der in der Reisenden, mit welcher der Zufall ihn hier zusammengeführt, die Kammerfrau der Kaiserin erkannte, beeilte sich, während Beide am wärmenden Ofen saßen, ein unschuldiges Gespräch anzuknüpfen, um vor Allem das Ziel ihrer Reise zu erfahren.

Die Kammerfrau, die ihn nicht kannte, war so unvorsichtig, ihm zu gestehen, daß sie nach Warschau reise.

— Auch meine Geschäfte führen mich dorthin. Ich bin Weinreisender, fügte er hinzu, komme jedes

Jahr nach Petersburg und auf dem Rückwege nach Warschau, wo ich eben so viele Kunden als Freunde und Bekannte habe. Sind vielleicht auch Sie dort bekannt? fragte er.

— Nein! sagte sie.

— Reisen Sie zum Vergnügen? fragte er.

— Ja, sagte sie und schwieg dann.

— In diesem Falle erlaube ich mir, Ihnen in Warschau meine Dienste als Cicerone anzutragen.

— Ich brauche keinen Cicerone, erklärte die Kammerfrau, die ihre von der Kälte erstarrten Hände durch das Anhauchen mit ihrem Munde zu erwärmen suchte.

Nach kurzer Pause wandte er sich an den Eigenthümer der Schenke mit der im patzigsten Tone hingeworfenen Frage:

— Ist es wahr, Jude, daß der Weg von Kowno nach Warschau in dieser Jahreszeit etwas unsicher ist?

Der Jude schüttelte verneinend den Kopf.

— Das leugnet Jeder von Euch Schurken, und dennoch weiß jedes Kind, daß es hier nicht geheuer ist. Zwischen hier und Wilna haust eine aus Juden- und Zigeuner-Gesindel zusammengefegte Räuberbande.

— Eine Räuberbande? fragte tief erschreckt die Kammerfrau der Kaiserin.

— Dieser elende Jude da, der schweigend die Achseln zuckt und den Scheinheiligen spielt, weiß nur zu gut, daß die Bande, zu der zweifelsohne auch er gehört, vor drei Wochen, als ich hier durchkam, einer steinreichen, hochschwangern Gutsbesitzerfrau aus der Umgegend von Grodno den Leib aufgeschlitzt und sowohl sie, als ihren Wagen und ihren Koffer, ganz und gar ausgeplündert hat.

— Das ist ja entsetzlich! rief die Kammerfrau.

— Ich rathe Jedem, der sein Leben liebt, in dieser Gegend nicht allein zu reisen, fuhr er fort und steckte sich an dem Lichte, das auf dem Tische stand, seine Tabakspfeife an.

Frau v. Protasow, die den Tabaksrauch nicht vertragen konnte, zog sich sogleich in ihre Kammer zurück und begab sich zu Bette; aber ihre Furcht vor den Räubern war so groß, daß sie kein Auge schloß.

Als sie am andern Morgen mit dem ersten Hahnenrufe aufgestanden war, um so früh als möglich weiter zu reisen, brach in dem Augenblick, als sie einsteigen wollte, ein Rad ihres Wagens — ein Zufall, für den

der „Zugeknöpfte“ mitten in der Nacht wohlweislich gesorgt hatte.

Die Kammerfrau mußte nun, um keine Zeit zu verlieren, von der Einladung des Unbekannten Gebrauch machen, ihre zerbrochene Chaise in Kowno zurücklassen und die Reise im Wagen ihres Begleiters fortsetzen.

Nach und nach wurde man vertrauter. Der Spion bot unterweges seiner Reisegefährtin zu verschiedenen Malen verschiedene Proben feiner Weine an; die Kammerfrau ließ, um nicht unartig zu erscheinen, sich beschwatzen, dann und wann einen kleinen Schluck aus der dargereichten Strohflasche zu thun, um ihre halberstarrten Gliedmaßen zu erwärmen; der „Zugeknöpfte“ bot alle Hülfsmittel seiner rohen Liebenswürdigkeit auf, um seine Gefährtin von Tag zu Tage, von Stunde zu Stunde, vertraulicher und gesprächiger zu machen.

Am zwölften Tage langten dic beiden Reisenden in Augustowo, am dreizehnten in Lomza, am vierzehnten in Pultusk an, und an letztgenannten Orte hatte die einseitige Vertraulichkeit des Pseudo-Weinreisenden bereits eine solche Höhe erreicht, daß er sogar schon zärtlich zu werden begann, was die liebe, gute und

durchaus nicht spröde Kammerfrau, sicher nur aus Langeweile, sich stillschweigend gefallen ließ.

Am Morgen des fünfzehnten Tages, als Beide wohlbehalten in Warschau ankamen, wußte der Spion bereits so viel, daß sie einen höchst wichtigen Brief an die Adresse des Abbé Pellegrini, dessen Wohnung sie durch ihn zu erfahren wünschte, abzugeben habe.

Dieser Abbé aber, an den die Kaiserin sich gewendet hatte, war nicht der Wundermann Saint-Germain, sondern nichts mehr und nichts weniger als Poniatowski's Beichtvater, Freund und Rathgeber.

Ihn hatte Katharina beschworen, ihr Alles zu sagen, was ihm über das Verhältniß des Grafen Stanislaus zu jener jungen Schwedin bekannt sei.

Abbé Pellegrini aber hatte sich im Auftrage des Grafen Poniatowski vor der Ankunft der kaiserlichen Kammerfrau heimlich nach Petersburg begeben, um der Kaiserin ein eigenhändiges Schreiben seines Absenders zu überreichen.

An demselben Tage, an welchem die Kammerfrau der Kaiserin in Begleitung des Orloff'schen Spürhundes eintraf, langte Abbé Pellegrini, begleitet von

einem jungen Manne, den er für seinen Schreiber ausgab, in Petersburg an.

Am folgenden Morgen meldete er sich zur Audienz bei der Kaiserin.

Katharina war nicht wenig überrascht, als der Abbé ihr nachfolgendes Schreiben überreichte:

„Der warme Antheil, den Ihre Majestät seit Jahren an meinem Schicksale zu nehmen geruhen, ermuthigt mich an den Stufen Ihres ruhmgeschmückten Thrones eine ehrfurchtsvolle Bitte niederzulegen, durch deren huldreiche Gewährung Sie den treusten Ihrer Anhänger zu ewiger Dankbarkeit verpflichten würden.

Mein in Gott ruhender Vater hinterließ bei seinem am 30. August 1762 erfolgten Ableben ein uneheliches Kind, dessen Mutter am 19. November 1746, drei Tage nach der Geburt dieses Kindes, in Krakau starb.

Dieses Kind war der Augapfel meines Vaters. Er liebte es mit allen Kräften seiner Seele und ließ es im Schooße einer ihm befreundeten Familie in Lithauen erziehen.

Als er im Sterben lag, ward ich an sein Krankenlager gerufen. „Mein Sohn, sagte er zu mir, „ich

muß, bevor ich meine lebensmüden Augen schließe, Dich in ein Geheimniß einweihen, das wie ein Alp auf meinem Gewissen lastet. Ich habe ein Kind, dessen ungewisse Zukunft mich mit banger Sorge erfüllt. Wenn ich sterbe, ist dieses Kind eine arme, von aller Welt verlassene, hilflose Waise. Willst Du, mein Sohn, die letzten Augenblicke Deines sterbenden Vaters versüßen und seine Todesstunde ihm erleichtern, dann gelobe mir, Stanislaus, Dich dieser Waise anzunehmen und ihr, so lange Du lebst, ein guter Bruder zu sein.“ Ich gelobte es meinem Vater, der, wenige Augenblicke später, in meinen Armen verschied. Diese Waise, die mein Vater mir an's Herz gelegt hat, ist meine Schwester. Voll innigen Vertrauens wage ich es, die Zukunft dieser verlassenen Waise in die Hand meiner erhabenen Beschützerin zu legen und Sie bei der Erinnerung der glückseligen Stunden, die ich Ihrer Huld verdanke, zu bitten und beschwören, meine arme Schwester unter die Flügel Ihres gnadenreichen Schutzes zu nehmen und ihr eine gute Mutter zu sein.

— Wo ist diese Waise? fragte Katharina.

Pellegrini öffnete die Thür des Vorgemachs.

Schüchtern, die Augen zur Erde niedergesenkt, überschritt eine blühende Jungfrau von achtzehn Jahren, „schön wie der Aufgang der Sonne am Meeresgestade", das leuchtende Ebenbild ihres Bruders, die Schwelle des kaiserlichen Gemachs.

Geblendet von der Schönheit dieser feenhaften Erscheinung, fragte die Kaiserin, von süßer Ahnung durchzittert:

— Engel des Himmels, wie heißest Du?

— Erica! hauchte die Waise, die der Kaiserin zu Füßen sank.

Katharina legte segnend die Hände auf das blonde Haupt der Knieenden und sprach, überwältigt von wonneseliger Rührung:

— Deines Bruders Wunsch ist mir heilig! Ich will Dir eine gute Mutter sein!

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Fürstin Daschkow fällt von Neuem in Ungnade. — Ableben ihres Gemahls. — Sophie Branicka kehrt nach Polen zurück. — Gregor Orloff und Erica. — Katharinens Schritte zu Gunsten der Erwählung Poniatowski's. — Einberufung des polnischen Reichstags. — Poniatowski wird zum Könige von Polen erwählt.

Die schöne Erica, deren gänzlich unerwartetes Erscheinen in Petersburg alle kaiserlichen Zweifel an der Treue und Beständigkeit des Grafen Poniatowski mit Einem Male verscheucht und das lockere Spinngewebe der vom Minister Panin angezettelten Intrigue siegreich zerhauen hatte, ward gleich am Tage ihrer Ankunft in den Kreis der kaiserlichen Ehrendamen aufgenommen. Sie erhielt eine Wohnung im Winter-Palais, dicht neben den Zimmern der Kaiserin, die, berauscht von dem sympathischen Zauber ihrer Stimme, sie bald darauf zu ihrer Vorleserin erhob.

Graf Panin, von der Kaiserin zur Rechenschaft gezogen, beeilte sich, die ganze Schuld der falschen Anklage auf Rechnung der in dieser Hinsicht gänzlich unschuldigen Fürstin Daschkow zu schieben, die nun — ohne jemals den eigentlichen Grund zu erfahren — von Neuem in Ungnade fiel und, im Auftrage der Kaiserin, von ihrem ehemaligen Anbeter die Weisung erhielt, in Warschau zu bleiben so lange es ihr dort gefiele, nicht eher aber nach Petersburg zurückzukehren, als bis man sie von dort abberufen würde.

Die Fürstin fühlte sich außerordentlich gekränkt, weil die Kaiserin ihren „Plato", dessen Anwesenheit in Warschau seiner Gemahlin aus vielen Gründen eben so unangenehm, als lästig war, zum General-Major erhoben hatte.

Weit gefälliger gegen Katharina Daschkow benahm sich die grundgütige Vorsehung, die ihren fürstlichen Gemahl bald nach seiner Erhebung in die großen Winterquartiere des Jenseits zu versetzen geruhte. Er starb zu Warschau am Fieber, und seine glückliche Wittwe beeilte sich, in ihrem tiefgefühlten Schmerze hohe Trauer anzulegen, was sie aber durchaus nicht abhielt, am Tage seines Begräbnisses bei einem vom russischen

Gesandten, Grafen Keyserlingk, veranstalteten Feste die Honneurs zu machen und mit ihm die Polonaise zu eröffnen.

Sophie Branicka, die jetzt mehr und mehr jede Aussicht auf das Gelingen ihres ehrgeizigen Planes schwinden sah, kehrte, ohne sich bei Panin, der sie mit leeren Versprechungen hingehalten hatte, verabschiedet zu haben, heimlich zu ihrem Oheime nach Polen's Hauptstadt zurück.

Gregor Orloff, entzückt von der Schönheit Erica's, pries vor Allem die auffallende Aehnlichkeit mit ihrem Bruder, welchen er nun eben so warm vertheidigte, wie er ihn früher verdächtigt hatte. Seine Schlauheit rieth ihm, die Partei des Grafen zu ergreifen, wodurch er von Neuem in der Gunst der Kaiserin stieg.

Katharina schenkte ihm das dem Grafen Rasumowski abgekaufte Lustschloß Roptscha und viertausend Leibeigene. Sie erhob ihn zum Obrist-Lieutenant ihrer Leibgarde zu Pferde und verlieh ihm das blaue Band des Sanct-Andreas-Ordens.

Abbé Pellegrini erhielt vor seiner Rückkehr nach Warschau den Annen-Orden und den huldreichen Auftrag, seinem Beichtkinde zur Belohnung seiner treuen

Gesinnung die Insignien des höchsten Ordens ihres Reiches, einen mit kostbaren Brillanten besetzten Ehrensäbel, und — weil sie wußte, daß ihr Schützling sich mehr als jemals in Geldverlegenheit befand — ein Geschenk von zehntausend Species-Ducaten zu überbringen. — All' diese Zeichen ihrer Huld erhielt Graf Stanislaus am Abende des heiligen Weihnachtsfestes.

Wenige Wochen zuvor hatte Poniatowski durch den preußischen Residenten in Warschau, den Geheimen Legationsrath Benoit, den schwarzen Adler-Orden und gleichzeitig die Zusicherung erhalten, daß auch Friedrich der Große entschlossen sei, dessen Erwählung zum Könige von Polen nach besten Kräften unterstützen zu wollen.

Die Kammerfrau Protasow, die nach tagelangem, vergeblichem Umherirren in Warschau durch Orloff's Spion die Abreise des Abbé Pellegrini nach Rußland erfahren hatte, kehrte erst am 20. December, bei einer Kälte von 31 Grad, in Begleitung des galanten Weinreisenden nach Petersburg zurück.

Die Kaiserin, nicht zufrieden mit den Bemühungen ihres Gesandten Keyserlingk, der nur Das that, was

seine Freundin Daschkow ihm rieth, sandte, um dessen Eifer für die Erwählung Poniatowski's zu verdoppeln, den General-Major Fürsten Nikolai Repnin, dem sie unumschränkte Vollmacht gab, nach Polens Hauptstadt, um dort im Vereine mit dem fast gleichzeitig aus Sanssouci angelangten preußischen Abgesandten, Fürsten von Schönaich-Carolath, dahin zu wirken, um — coute que coute — die Erwählung ihres Schützlings Stanislaus durchzusetzen.

Keyserlingk und Repnin wurden beauftragt, dem Pro-Rex und Fürsten-Primas Lubienski ein Schreiben zu überreichen, worin ihm und dem einberufenden Reichstage die Wahl des Grafen Poniatowski dringend an's Herz gelegt ward.

In diesem Schreiben hieß es unter Anderm:

„Jeder große Geist läßt überall Merkmale seiner Größe zurück. Zu der Zeit, als Graf Poniatowski Gesandter August's III. in Petersburg gewesen sei, habe Ihre Majestät die Kaiserin aller Reußen mehr als ein Mal Gelegenheit gehabt, seine herrlichen Eigenschaften, seinen echt ritterlichen Character, seine Treue, seine Redlichkeit und vor Allem seine heiße Vaterlandsliebe zu bewundern. Sohn eines Vaters, der zu

Polens tapfersten Helden gezählt, und einer Mutter aus jagellonischem Stamme*), lebt in ihm der Ruhm seiner Eltern wieder auf." —

Weiter hieß es:

„Graf Poniatowski wird ein frommer und gerechter König sein: er spricht die Sprache seines Volkes und braucht sich keines unsichern Dolmetschers**) zu bedienen. Die polnische Nation bedürfe keines Königs, der ihr viel zubringe, wohl aber eines Solchen, der ihr Nichts entziehe. — Er wird sich nach dem Geiste der Gesetze richten, Handel und Gewerbe heben, Künste und Wissenschaften beschützen, jedem seiner Unterthanen zugänglich sein und Allen Gerechtigkeit wiederfahren lassen." —

Fast gleichzeitig lief auch ein Schreiben des Fürsten von Schönaich-Carolath ein, der im Namen seines

---

*) Poniatowski's Vater war Graf Stanislaus Ciolek, Groß-Schatzmeister von Polen, Woiwode von Masurien und Castellan von Krakau; seine Gemahlin war Constantia Fürstin Czartorysta. Die Mutter starb am 27. October 1759, der Vater am 30. August 1762.

**) Anspielung auf König August III. und auf dessen Premier-Minister, Heinrich Grafen von Brühl.

erlauchten Souverains die Erwählung des Grafen Poniatowski gleichfalls empfahl.

„Sowohl der Vortheil, als die Ehre der polnischen Nation“, hieß es darin, „erfordern die Nothwendigkeit, daß nach altem Brauche nur ein Solcher zum Könige erwählt werde, welcher Pole ist und von Neuem den Ruhm der Jagellonen und Sobieski's aufleben läßt. Es fehle nicht an Piasten und würdigen Nachfolgern dieser unsterblichen Namen. — Unter diesen leuchte vor allen Andern der Name des erlauchten Grafen Stanislaus Poniatowski, des Stollnik*) von Lithauen, hervor, in dem sich alle Eigenschaften, die dessen Erwählung wünschenswerth erscheinen lassen, glänzend vereinigt finden.“

„Ihn“— so schloß dieses Schreiben — „empfehlen Seine Königliche Majestät mit der Ueberzeugung, daß die polnische Nation, deren Bestes er vor Augen hat, schwerlich einen würdigern König erwählen könne, als den Grafen Poniatowski.“

Das österreichische Cabinet, das anderer Ansicht war und die Erwählung des Prinzen Karl von

*) Groß-Truchseß.

Sachsen-Kurland — eines der sechszehn Kinder des Kurfürsten Friedrich Christian von Sachsen — eines Sohnes König August's III. — aus Gründen höherer Politik begünstigte, beeilte sich nun — wie der Hof von Versailles, der diese Ansicht zu theilen schien —, in Warschau ebenfalls Schritte zu thun, um den vereinten Bemühungen von Rußland und Preußen nach besten Kräften entgegen zu wirken.

Am 4. Januar des Jahres 1764 reiste der k. k. Abgesandte, Graf Florimond von Mercy d'Argenteau, nachdem er am Neujahrstage in der ihm huldvoll gewährten Abschieds-Audienz von der Kaiserin ihr mit Brillanten besetztes Bildniß im Werthe von zehntausend Rubeln zum Geschenke erhalten hatte, nach Polens Hauptstadt ab, um dort im Vereine mit dem österreichischen Residenten, Herrn Gottfried von Swieten, und dem französischen Agenten, Herrn von Hennin, die dem Interesse ihres Hofes geeigneten Schritte zu thun.

Zwei Tage nach der Abreise des Grafen Mercy d'Argenteau überreichte der neue Gesandte, Prinz Joseph Maria von Lobkowitz, sein Beglaubigungsschreiben, begleitet von den freundschaftlichsten Grüßen

der Kaiserin Maria Theresia und ihres erlauchten Gemahls Franz von Lothringen.

Die Zusammenberufung des polnischen Wahl-Reichstags verzögerte sich von Monat zu Monat: er ward nicht, wie Anfangs anberaumt gewesen, am 27. Mai, sondern erst am 27. August eröffnet. Die Vorverhandlungen schleppten sich bis zum 7. September fort.

Um drei Uhr Nachmittags verfügte sich der Pro-Rex und Fürst-Primas von Polen, begleitet von sämmtlichen Senatoren und Landboten, nach dem zwischen Warschau und Wola gelegenen Wahlplatze und am Abende desselben Tages verkündete der Reichstags-Marschall Sosnowski die Erwählung des Grafen Stanislaus Poniatowski zum Könige von Polen und Großherzoge von Lithauen.

Das Volk brach in lauten Jubel aus. — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

An dem Tage, an welchem die erste Kunde dieses Ereignisses nach Petersburg gelangte, umarmte die Kaiserin mit freudestrahlendem Antlitze ihre Ehrendame Erica. Sie hauchte einen mütterlichen Kuß

auf die Stirn der jungen Waise und sagte tiefbewegt:

— Mit diesem Kusse erhebt Dich Deine mütterliche Freundin, die in Dir das Ebenbild Deines Bruders liebt, zur Gräfin Stanislawska.

Am Abende des 25. Novembers, an dem Tage, an welchem in der Sanct-Johannis-Kirche zu Warschau der neue König von Polen von dem Fürst-Primas und Erzbischofe von Gnesen feierlich gekrönt ward, gab die Kaiserin ein großes Ballfest, zu dem alle Großwürdenträger ihres Hofes und die Gesandten der auswärtigen Mächte eingeladen waren.

Aus dem Flore der mit Perlen und Diamanten übersäeten Damenwelt ragte die Gräfin Stanislawska durch die Jungfräulichkeit ihrer Erscheinung und durch die Einfachheit ihrer Toilette hervor. Sie trug eine blendend weiße, mit Purpur-Sammet garnirte Robe, einen Korallenzweig im blonden Haare und an der linken Schulter das hochrothe Band mit dem Brillant-Kreuze des Sanct-Katharinen-Ordens, den ihr die Kaiserin zur Feier dieses Tages eigenhändig angeheftet hatte.

— Wer ist diese junge Dame? fragte der eng-

lische Botschafter, Sir George Macartney, der erst wenige Wochen zuvor den Grafen von Buckingham abgelöst hatte, den neben ihm stehenden Gesandten des Hofes von Versailles.

— Sie ist, erwiederte der Baron von Breteuil, der Schutzgeist des Königs Stanislaus von Polen.

Zweites Kapitel.

Gräfin Stanislawska und ihr Musiklehrer. — Ein neues Duett. — Erica und François Grénée. — Erica's Bild wandert nach Warschau.

Erica — eben so schön als tugendhaft — hatte durch die Liebenswürdigkeit ihres Benehmens, wie durch die Anspruchslosigkeit ihres Characters, so rasch die Zuneigung der Kaiserin gewonnen, daß diese an ihr mit der ganzen Liebe und Schwärmerei einer zärtlichen Mutter hing.

Katharina machte bald kein Geheimniß daraus, daß ihr Herz sich zu der schönen Waise mehr als zu ihrem eigenen Sohne hingezogen fühle. Sie pflegte sie wie eine jener zarten Blumen, welche die Sorgfalt des Gärtners, der sich an der Schönheit ihrer Blüthe weidet, unter Glasglocken stellt, um sie selbst gegen den leisesten Lufthauch der rauhen Außenwelt zu schützen.

Es gab Stunden, wo sie mit ihrer Erica wie ein entzücktes Kind mit seiner Puppe zu spielen pflegte. Sie zog sie zu sich auf den Schoos, streichelte ihr ährenblondes Haar, liebkos'te sie und gab ihr tausend zärtlich-liebevolle Schmeichelnamen, welche die Bescheidenheit ihres „Abgottes" häufig sehr in Verlegenheit brachten.

— Wie Schade, sagte die Kaiserin eines Tages zu sich selbst, wie Schade, daß mein Paul nicht zehn Jahre älter ist! Er hätte diesen Engel heirathen müssen! Weiß ich doch keinen Zweiten, welcher würdiger wäre, diese „Blume des Paradieses" zu brechen!

Der geheimnißvolle Zauber, der wunderbare Reiz, den Erica's Stimme für das Ohr der Kaiserin besaß, bewog Katharinen, ihrem Lieblinge Unterricht in Musik und Gesang ertheilen zu lassen.

Der Mann, den sie ihr zum Lehrer bestimmt hatte, war einer der gefeiertsten Sänger ihrer Kapelle, ein Mann, der, zugleich Componist und Virtuose, für einen der einnehmendsten Männer Italiens galt. Er hieß Giulio Manfredoni und hatte seiner hohen Beschützerin erst unlängst sechs Sonaten al cembalo und ein Heft

italienischer Romanzen gewidmet, die von Hand zu Hand, von Mund zu Mund liefen und ihn rasch in die Mode brachten.

Erica, eine leidenschaftliche Verehrerin der Musik, war eine so fleißige Schülerin, daß sie in wenig Monaten zur Freude der Kaiserin glänzende Fortschritte machte.

Leider aber hatte sich während der Stunden des Unterrichts zwischen Lehrer und Schülerin nach und nach eine Neigung entsponnen, die mehr und mehr einen glühendern Character annahm, weil Beide, aus Furcht, sich zu verrathen, bemüht waren, ihre aufkeimende Liebe einer Perle gleich in die Muschel ihres Herzens einzuschließen.

Erica und Manfredoni, die tagtäglich musicirten und ihre geheim gehaltenen Gefühle in Liedern austauschten, welche Wiederklänge ihres Herzens, Dolmetscher ihrer Stimmung waren, verzehnfachten dadurch die innere Gluth ihrer Leidenschaft, die Beide mit Unruhe und bangem Vorgefühl erfüllten.

Eines Morgens brachte der Lehrer seiner Schülerin ein neues Duett seiner Composition.

Die erste Strophe, von Erica gesungen, lautete:

„Meine Seele gleicht der Blume,
Von dem Sturme früh geknickt;
Deine Liebe gleicht dem Thaue,
Der sie stärkt und neu erquickt.
Kannst der Blume Du verdenken,
Daß dem Thau' sie sich erschließt?
Liebend will ich Dein gedenken,
Bis der Tod mein Auge schließt."

Manfredoni sang die zweite Strophe, also lautend:

„Deine Liebe gleicht dem Meere,
Dessen Wogen Niemand zählt;
Meine Seele gleicht dem Strome,
Der dem Meere sich vermählt.
Kannst dem Strome Du verdenken,
Daß in's Meer er sich ergießt?
Liebend will ich Dein gedenken,
Bis der Tod mein Auge schließt."

Und dann sangen Beide zugleich die Schlußstrophe:

„Schweigend schwelgt die bange Seele
In verzehrend-stiller Gluth;
Uns're Liebe gleicht der Perle,
Die im Schooß' der Muschel ruht.
Kannst der Thräne Du verdenken,
Wenn sie um die Perle fließt?
Liebend will ich Dein gedenken,
Bis der Tod mein Auge schließt."

Dieses Lied verfehlte seine Wirkung nicht. Erica, die das Auflodern ihrer glühenden Leidenschaft nicht länger zu zügeln vermochte, wollte ihres Lehrers Hand erfassen, als die Kaiserin eintrat.

— Verzeihe, süßes Kind, sprach Katharina, wenn ich Deinen Meister ersuche, heute die Stunde seines Unterrichtes abzukürzen. Signor Manfredoni, sagte sie zum Lehrer, der Grund, weshalb ich Ihre Schülerin heute abrufe, soll Ihnen nicht verborgen bleiben. Ich habe einen meiner Künstler beauftragt, Gräfin Erica zu malen. Ich habe Gründe zu wünschen, daß dieses Bild noch vor Ablauf dieser Woche fertig werde. Auf morgen also! sagte die Kaiserin, den Künstler mit einem huldreichen Lächeln entlassend, woraus er die Gewißheit schöpfte, daß die Bestürzung seiner Schülerin und seine eigene Verlegenheit Ihrer Majestät entgangen sei.

Katharina hatte beschlossen, Erica malen zu lassen für den Bruder, den sie zu seinem Geburtstage (17ten Januar) damit zu überraschen wünschte.

Als das lebensgroße Bild Erica's nach vier Sitzungen von dem französischen Maler François Grénée beendigt war, zeigte sie es ihrer Oberhof-

meisterin und fragte, entzückt von der sprechenden Aehnlichkeit, wie es ihr gefalle.

— Ich finde es ein wenig geschmeichelt, erklärte die Gräfin Rasumowski.

— Es spricht der Neid aus Dir, entgegnete Katharina. Das Bild, wie liebreizend es auch sein mag, bleibt, nach meiner Ansicht, doch weit hinter dem blendenden Zauber der Wirklichkeit zurück. Erica ist ein Wesen zusammengehaucht aus Aether und Sonnenglanz. Wär' ich ein Mann, ich würde vor einer lichtumflossenen Erscheinung solcher Art anbetend niedersinken und wonneselig im Anschauen dieser Reize vergehen. Sieh nur, wie schön sie ist! Erica erscheint mir wie ein Feentraum: ich wage nicht zu athmen, aus Furcht, daß dieses holde Traumbild mir entschwinde.

Eine Stunde später zeigte sie das Bild ihrem Günstlinge. Beim Anblicke dieser Züge erbebte er.

— Und warum erschrickst Du? fragte Katharina.

— Aus diesem Bilde, erwiederte Orloff schnell gefaßt, leuchtet mir eine Aehnlichkeit entgegen, die mich an Den erinnert, dessen Bild noch immer in Katha-

rinens Herzen thront. In Erica liebt meine Kaiserin den Bruder.

— Du hast Recht, Orloff! Erica ist sein wunderholdes Ebenbild und darum hängt meine Seele an ihr mit der ganzen Dankbarkeit wonneseliger Erinnerung.

— Diese Worte bohren sich wie glühende Nadeln in mein Herz: sie entflammen das Gefühl meiner Eifersucht.

— O, heuchle nicht ein Gefühl, das Dir fremd ist! Du kennst diese Qual der Hölle nur dem Namen nach. Schweige, Orloff, schweige! Verbittere mir den Anblick dieses süßen Bildes nicht! Lasse ungestört mich schwelgen in diesen Zügen, aus denen mir sein theures Ich entgegenlacht. Geh, Orloff, geh!

Schweigend entfernte sich der treulose Mann, der sich gestehen mußte, daß der Vorwurf, den die Kaiserin ihm so eben gemacht hatte, leider nur allzugerecht war.

Katharina weilte noch lange vor dem Bilde, dessen Anblick ihr Trost und Beruhigung gewährte; noch einmal durchlebte sie in der Erinnerung alle Wonnen vergangener Tage, noch einmal die Stunden

der Seligkeit, die sie an seiner Seite genossen hatte im Parke von Oranienbaum. —

Am nächsten Morgen wanderte Erica's Bild nach Warschau.

Drittes Kapitel.

Faust und Gretchen. — Orloffs Liebesraserei. — Sein Herz empfindet Eifersucht. — Die Hexe von Pargula. — Die Zauberbrille. — Abermals der „Zugeknöpfte."

Orloff, welcher tagtäglich Zeuge der rührenden Zuneigung Katharinens zu Erica war, gestand sich mit Schrecken, daß die Schönheit und Unschuld dieses Feenkindes ihn mit einem Gefühle erfülle, gegen das er anzukämpfen vergebens sich bemühe. Es war das Gefühl, mit welchem sich der Geier zur Taube, der roh-sinnliche Faust zum unschuldigen Gretchen hingezogen fühlt.

Vergebens versuchte er, dieser Erscheinung auszuweichen. Sie wob sich wie eine zu Fleisch und Blut gewordene Lieblingsmelodie in seine Träume ein; ihr Bild schwebte wie eine rosige Wolke im Hintergrunde seiner Seele: er sah, er hörte sie überall!

Vergebens versuchte er, sich durch Lectüre auf an-

dere Gedanken zu bringen; aber zwischen den Zeilen, die sein Auge gedankenlos durchflog, schaukelte sich Erica's Bild wie eine Thauperle auf einem Lilienblatte, wie eine Nixe auf den Wellen des Meeres.

Mehr als jemals warf sich sein unsteter Geist in den Strudel wüster Orgien, um das rasche Aufwuchern dieser unseligen Leidenschaft niederzutreten; er gab sich den Zerstreuungen der Jagd und den Wechselfällen des Spieles hin, um dem Gedanken an Erica kein Gehör zu schenken.

Aber je mehr er sich bemühte, ihr Bild aus seiner Seele zu verdrängen, desto mehr trat es mit zehnfach verlockendern Farben in den Vordergrund.

Gräfin Rasumowski, die keine Ahnung hatte von Dem, was im Herzen ihres Freundes vorging, hatte ihm wörtlich wiederholt, was die Kaiserin beim Anblicke des Bildes jener blonden Circe zu äußern geruhte.

— Wär' ich ein Mann, sagte Ihre Majestät, ich würde vor einer lichtumflossenen Erscheinung solcher Art anbetend niedersinken und wonneselig im Anschauen dieser Reize vergehen.

Auch Orloff fühlte die Macht, die Allgewalt, den

unwiderstehlichen Zauber jener Huldgestalt. Mit bangem Beben sagte er sich, so schön wie Erica sei kein zweites Geschöpf auf Gottes weiter Erde.

Wenn Alles schlief, blieb Orloff stundenlang vor Erica's Fenstern stehen in der Hoffnung, auf den weißen Vorhängen ihr Schattenbild erscheinen zu sehen; er beneidete die Lampe, die ihr mattes Licht auf den Schnee ihres Bettes warf.

Zehn Jahre seines Lebens hätte er für einen zärtlichen Blick ihres Auges, für einen Kuß ihres Mundes hingegeben, dem es anzusehen war, daß noch kein Mann ihn entweiht hatte.

Er beneidete den Maler, dem es vergönnt gewesen war, sein Auge stundenlang schwelgen zu lassen auf diesem Blumenstrauß von Reizen, die, keusch wie Saronsrosen, ihm entgegenlächelten. Seine Seele erbebte noch jetzt, wenn sie an die Magie jenes Bildes zurückdachte, das die Kaiserin ihm gezeigt hatte.

Mehr noch beneidete er den jungen Sänger, der tagtäglich, von keinem Auge bewacht, von keinem Ohre belauscht, in der nächsten Nähe dieser zauberhaften Erscheinung verweilen und sich an dem Nectar ihrer Stimme, an dem Vortrage seiner Lieder berauschen durfte.

— Dieser Italiener, sagte sich Orloff, ist ein eitler Geck, der sich jedem weiblichen Wesen gegenüber für unwiderstehlich hält. Seine Arroganz brüstet sich tagtäglich mit neuen Triumphen, die ihm in den Augen der Frauen einen Nimbus verleihen, der ihn gefährlich macht. Und darum hasse ich diesen Laffen!

Die Raserei seiner Liebe zu Erica erfüllte ihn zum ersten Male mit den Qualen der Eifersucht.

Eine Liebe edlerer Art beseelte das jungfräuliche Herz der schönen Waise, die mit der ganzen Unbefangenheit kindlicher Unschuld ihrem Lehrer die reine Zuneigung gestand, mit welcher sie sich zu ihm als Künstler hingezogen fühlte.

Manfredoni, der, verwöhnt von den Huldigungen frivoler Frauen, das Entgegenkommen derselben als einen seinem Künstlerruhme schuldigen Tribut mit gleichgiltigem Auge zu betrachten und deren Liebesanträge mit geringschätzender Miene zu belächeln pflegte, fühlte sich entzückt und beglückt, als ihm in Erica zum ersten Male das Bild reiner, ungeschminkter Liebe entgegentrat. Seine Arroganz verwandelte sich ihr gegenüber in Schüchternheit. Sein Auge blickte zu ihr wie zu einem Wesen höherer Art empor; seine Seele beugte

sich vor Erica wie vor dem Bilde einer Heiligen: er küßte den Saum ihres Kleides, und seine Liebe zu ihr gestaltete sich zu einer Art von Anbetung, deren Weihrauch sie berauschte.

Eine Intrigue eigenthümlicher Art weihte den Grafen Orloff in das Geheimniß dieser jungen, keuschen Liebe ein.

Sein Aberglaube trieb ihn eines Abends nach dem, eilf Werst von Petersburg entfernten Dorfe Pargula. Dort hauste, wie Orloff aus dem Munde des „Zugeknöpften" erfahren hatte, eine alte Zigeunerin, die beim Volke im Geruch einer Hexe stand, weil sie mit Hilfe ihrer Karten Jedem, der sie besuchte, die Geheimnisse der Zukunft entschleierte.

Anna Prascowia — so hieß diese Kartenschlägerin — genoß seit kurzer Zeit eines großen Zulaufs, weil man sich — namentlich bei Hofe — himmelblaue Wunder von der Untrüglichkeit ihrer Sehergabe erzählte. Es hieß allgemein, sie habe ihre Seele dem Bösen verkauft, der ihr dafür eine Brille geschenkt, mit deren Hilfe sie aus den Blättern ihrer Teufelskarten alle Geheimnisse des menschlichen Herzens zu errathen wisse. — Der Böse, sagte man sich, diene

ihr in Gestalt einer rothgestreiften Katze, welche Tag und Nacht auf ihrem Schooße ruhe. — So viel aber stand fest, daß Niemand in ganz Rußland eingeweihter in alle Mysterien des Hoflebens war, als die alte Hexe Anna Prascowia.

Als Orloff, dessen Gesicht eine schwarze Sammetlarve trug, in die spärlich erhellte Hütte der Zigeunerin eintrat, schlug sie ein lautes, schadenfrohes Gelächter auf.

— Kommst auch Du, mein stolzer Junge? fragte sie mit einer Stimme, die so rauh und heiser, wie das Gekrächze eines Schuhu klang.

— Du giebst Dir die Miene, mich zu kennen. Sage mir, Alte, wer bin ich?

— Du bist der Trabant der Sonne; Du bist der Schatz unserer vielgeliebten Mutter; Du bist Graf Gregor Gregoriewitsch Orloff!

— Gut gebrüllt, Alte! Errathest Du aber auch, was mich zu Dir führt?

— Der liebe, gute Satan der Neugier!

— Und was wünsche ich zu erfahren?

— Das Ende vom Liede! erwiederte die Bebrillte.

— Allwissende Hexe, erkläre Dich etwas deutlicher.

— Du wünschest zu erfahren, wohin Deine Liebe zu Ihr Dich führen wird.

— Zu wem? fragte Orloff.

— Mit Hilfe dieser Brille, die ich trage, lese ich alle Geheimnisse Deines gottlosen Herzens. Du liebst ein süßes, schmuckes Täubchen, dessen Unschuld Dir gewaltig in die Nase sticht. Sei aber vorsichtig, mein stolzer Geier! Deine Liebe zur Taube ist gefährlich, denn Du hast einen jungen Nebenbuhler.

— Und wen liebt meine schmucke Taube?

— Einen Sproßer im Laube! entgegnete die Hexe.

— Einen Sänger? fragte Orloff.

— Einen aufgeblasenen Wiedehopf, dessen zärtliches Girren das arme Täubchen bethört hat. Lüge ich? fragte Prascowia und trat dabei auf den Schweif der rothen Katze, deren frohlockendes Miauen ihn erschreckte. Hörst Du, mein stolzer Geier, wie mein Kätzchen die Wahrheit meiner Aussage Dir bestätigt? — Hüte Dich vor diesem ausländischen Wiedehopf; er hat das Geheimniß Deiner Liebe zum Täubchen von Warschau durchschaut und lauert auf eine Gelegenheit, Dich von der höchsten Sprosse der Gunst hinabzustürzen in den Abgrund ewigen Verderbens.

— Ich danke Dir! sagte Orloff, drückte eine volle Geldbörse in die Hand der Wahrsagerin und ging.

Einen Augenblick später warf die häßliche Hexe die Brille des Teufels und ihre abenteuerliche Vermummung ab: die Alte verwandelte sich in eine blühendjunge Zigeunerin, die mit triumphirender Miene dreimal ihre Hände wie Castagnetten zusammenschlug.

Beim dritten Male öffnete sich die Thür eines Nebengemachs. Der Mann, der aus seinem Verstecke hervortrat, war der „Zugeknöpfte".

— Du hast Deine Sache gut gemacht, sagte er zu der braunen Dirne, die seit Kurzem seine Geliebte und das bereitwillige Werkzeug seiner Ränke war.

Viertes Kapitel.

Odart und Mademoiselle Hus. — Orloff wendet sich an den „Zugeknöpften." — Die Fortschritte der Chemie. — „Gieb mir Deinen Zucker, braver Apotheker." — Erica's Hochzeit. — Die Trauung im Winter-Palais, Orloff als Brautführer. — Zwei Leichen.

Während Orloff's ganzes Sein sich in wilder Liebesgluth zu Erica verzehrte, deren Seele mit unzerreißbaren Fäden an Manfredoni hing, nährte die Schauspielerin Hus, eingedenk jenes Peitschenhiebes, durch welchen sie sich für alle Zeiten gebrandmarkt fühlte, einen Groll so tiefer, unauslöschbarer Art, daß sie seit dem Augenblicke, wo sie zu neuem Bewußtsein erwacht war, Orloff's unversöhnlichste Feindin blieb.

Odart, der seit jenem Tage der Nachfolger des Grafen war, fachte die trägen Kohlen ihres Hasses zu hellen Flammen an: er beschwor sie, den schmachvollen

Schimpf, den Orloff's Rohheit ihr zugefügt hatte, nicht länger ungerächt zu lassen.

— Vor Allem, rieth er ihr, müssen wir bemüht sein, Orloff's Spürhund für uns zu gewinnen. Dieser schlaue Schurke, der sich kein Gewissen daraus macht, gegen angemessene Belohnung selbst den eigenen Vater an den Galgen zu bringen, kennt alle Geheimnisse seines Herrn. Der Spion allein kann uns sagen, wodurch der Uebermüthige am Sichersten zu stürzen ist.

Odart hatte in seiner Berechnung sich nicht getäuscht.

Orloff, welcher so schwach gewesen war, den „Zugeknöpften" in das Geheimniß jener unseligen Leidenschaft einzuweihen, erzählte ihm Alles, was ihm durch Prascowia offenbart worden war.

— Ich habe jetzt die traurige Gewißheit, daß Erica den eitlen Gecken Manfredoni liebt. Dieser Gedanke bringt mich in Verzweiflung.

— Das begreife ich! sagte der Spion, dessen beide Daumen sich gegenseitig wie träge Windmühlflügel umkreisten.

— Rathe, hilf mir! bat der Graf.

Der „Zugeknöpfte" zuckte die Achsel und schwieg

— Ich verlange, daß Du reden sollst!

— Dann will ich reden, gnädiger Herr! Hilf Dir, sagt eine alte Lehre, und der Himmel wird Dir helfen.

— Was also soll geschehen? fragte Orloff.

— Menschen, die uns im Wege stehen, muß man um jeden Preis zu beseitigen suchen.

— Doch auf welche Weise?

— Vor Zeiten gab man ihnen Dolchstöße. Jetzt, wo man sein Müthchen mit weniger Gefahr und größerem Anstande kühlt, giebt es andere Mittel, die wirksamer als Stahl und Eisen sind. — Die Chemie hat glänzende Fortschritte gemacht. Ich kenne einen stillen Mann, der aus den feinsten Wohlgerüchen der Blumen ein duftloses Gift zusammensetzt, ein Gift so subtiler Art, daß es im menschlichen Körper, der dadurch blitzschnell getödtet wird, nicht die allerkleinste Spur zurückläßt. Ein Pülverchen dieser Art ist unbezahlbar, sagte der Schurke und küßte seine schmutzigen Fingerspitzen.

— Und wo giebt es derlei Pulver?

— Hier ist eins! sagte der Spion mit satanischem Lächeln. Seit Jahren bin ich daran gewöhnt, eines

dieser harmlosen Pülverchen bei mir zu tragen. Dieser Zucker, hineingestreut in ein Glas Wasser, verhilft Jedem, der daran nippt, zu kerngesundem Schlafe.

Orloff's Hand griff nach dem Pulver. Der „Zugeknöpfte" zog es rasch zurück.

— Das geht nicht so schnell, Excellenz, sagte der Spion. Die Herstellung dieser Arzenei kostet nicht nur Zeit, sondern auch Geld, ja sogar sehr viel Geld!

Orloff warf ihm eine Börse zu.

— Nimm dieses Gold und gieb mir Deinen Zucker, braver Apotheker!

— Abgemacht! sagte der Schurke, hob die dralle Börse auf, warf sie in die Höhe, fing sie mit beiden Händen auf und lief trällernd zur Thür hinaus.

Orloff erröthete zum ersten Male vor sich selbst. Die rohe Vertraulichkeit des Spitzbuben beleidigte den Stolz des Grafen, in dessen Innern ein Funke ehrlicher Reue aufzublitzen schien. Er überlegte einen Augenblick und wollte das Gift, das wie eine glühende Kohle zwischen den Spitzen seiner Finger brannte, eben in's Kaminfeuer werfen, als ein Diener eintrat, der ihn zur Kaiserin rief.

Orloff verwahrte das Pulver und ging.

Eine Viertelstunde später finden wir ihn bei der Kaiserin.

— Ich wünsche Deinen Rath zu hören, sagte Katharina. Heute Morgen fand ich Gräfin Erica in Thränen. Auf meine Frage, weshalb sie weine, gestand sie mir mit der ganzen Offenheit ihres kindlichen Characters, daß sie liebe. Rathe, guter Orloff, wen sie liebt?

— Ich vermuthe, daß Fürst Fedor Barjatinski ...

— Du irrst! Der Mann, der Erica's Herz erobert hat, ist ein blutarmer Künstler.

— Ein Künstler, wiederholte Orloff mit einem leichten Anfluge harmloser Ueberraschung. Und der Name des Glücklichen?

— Giulio Manfredoni!

— Dann gratulire ich von ganzem Herzen.

— Du billigst also diese sonderbare Wahl?

— Vollkommen! sagte Orloff mit steinerner Ruhe.

— Und auch Du rathest mir, zu dieser Mißheirath meine Einwilligung zu geben?

— Und warum nicht? Ist Manfredoni nicht jung und schön? Ist er nicht ein hochgefeierter Künstler, der hier vergebens seines Gleichen sucht?

— So denke auch ich, Graf Orloff, und darum

bin ich fest entschlossen, den Bund ihrer jungen Herzen zu segnen.

— Amen! sagte der Graf, dessen Herz auf schwerer Folter lag.

— In acht Tagen, sprach die Kaiserin, feiern wir Erica's Hochzeit. Graf Gregor wird ihr Brautführer sein.

Orloff legte seine Hand auf's Herz und verbeugte sich.

— Ich eile zu Erica, sagte Katharina.

Orloff wurde bleich wie der Tod. — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Acht Tage später hatte sich in den Sälen des Winter-Palais der ganze Hofstaat der Kaiserin versammelt, um Zeuge der Trauung zu sein, die, eine Stunde später, in der Schloßkapelle mit allem Gepränge des griechischen Ritus vollzogen werden sollte.

Vor dem der Newa zugekehrten Portale des imposanten Kaiserschlosses hielt eine zahllose Menge von Fuhrwerken, denen sich jeden Augenblick neue anschlossen.

Auf den Treppen, die zum Thronsaale hinauf-

führen, drängte sich eine Schaar besternter Gäste und reichgeschmückter Frauen, die zu der Trauung eingeladen waren. Alles eilte. Jeder fürchtete zu spät zu kommen.

In der Kapelle dampfte der Weihrauch und seit einer Stunde brannten die Kerzen, die mit dem Sonnenlichte kämpften, das durch die mit Glasmalerei gezierten Bogenfenster drang.

In einem der Nebensäle saß Katharina. Zu ihren Füßen kniete die reizende Braut, deren Schönheit nie blendender als an dem glücklichen Tage erschien, der zu ihrer Trauung anberaumt war. Sie glich einem weiblichen Cherub, der vom Himmel herabgestiegen schien, um allen Glanz des Irdischen zu verdunkeln.

Erica's Lippen küßten die Hände der Kaiserin, die nicht müde ward, den Strahlenschein ihrer jungfräulichen Reize anzustaunen.

— Bevor die Stunde Deiner Trauung schlägt, sprach Katharina, will ich Dir noch einmal sagen, wie lieb und theuer Du mir bist. Ich segne Dich im Namen Deiner todten Mutter, die aus den Wohnungen des Friedens auf Dich herniederblickt und ihre Glückwünsche mit den Meinigen vereint.

In dem Augenblick, als die Kaiserin ihre segnenden Hände auf das Haupt der Jungfrau legte, trat durch die weit geöffneten Flügelthüren der bleiche Brautführer ein, gefolgt von einem in dunkelgrünen Sammet gekleideten Pagen, der auf einem weißen, mit goldenen Spitzen besetzten Atlaskissen den von blühenden Myrthenzweigen geflochtenen Brautkranz trug.

Orloff überreichte den Kranz der Kaiserin. Diese nahm ihn mit huldvollem Lächeln und schmückte damit die Locken der vor ihr knieenden Braut, als einer der Kammerherren bleich und verstört eintrat und sich der Kaiserin näherte, der er geheimnißvoll einige, den Uebrigen unverständliche Worte zuzuflüstern sich beeilte.

— Todt? schrie Katharina und sank ohnmächtig in die Kissen ihres Thronsessels zurück.

— Manfredoni? fragte Erica, von banger Ahnung durchschauert.

— Hat, entgegnete der Kammerherr, vor einer Viertelstunde mit dem Rufe „Erica" seinen letzten Seufzer ausgehaucht.

Die junge Braut sank wie eine von der Sichel des Todes niedergemähte Garbe lautlos auf den mit Teppichen bedeckten Fußboden hin. Der Kranz ent-

glitt ihren goldenen Locken. Orloff beugte sich über Erica's Körper, hauchte einen Kuß auf den halb geöffneten Mund und rief dann mit einem Schrei wilden Entsetzens:

— Gerechter Gott, auch sie ist todt!

Fünftes Kapitel.

Katharina ernennt eine Untersuchungs-Commission. — Eine Bettlerin und ein Theatercoup. — Adelaide Hus erscheint als öffentliche Anklägerin. — Orloff wird verhaftet. — Lauf der Untersuchung. — Der Günstling wird nach Moskau verbannt. — Mademoiselle Hus geht nach Frankreich.

Die Nachricht von dem plötzlichen Tode Manfredoni's und von dem Hinscheiden Erica's verbreitete sich wie ein unheimliches Wetterleuchten durch alle Schichten der Bevölkerung; man munkelte Etwas von einer Vergiftung und erzählte sich: der Bräutigam habe eine Stunde vor der angesetzten Trauung ein Glas Wasser getrunken und sei einen Augenblick später, wie vom Blitze getroffen, todt niedergesunken.

Katharina ordnete die strengste Untersuchung an: sie ernannte eine eigens dazu niedergesetzte Commission und stellte an die Spitze derselben ihren Günstling.

An dem Tage, an welchem Erica und Manfredoni in Einer Gruft beigesetzt wurden, meldete sich im Winter=Palais eine alte Bettlerin, welche Audienz begehrte bei der Kaiserin.

Katharina, die den Befehl gegeben hatte, keinen ihrer Unterthanen abzuweisen, saß, in tiefe Trauer gehüllt, vor einem Tische, auf welchem Erica's Brautkranz und eine Locke ihres goldsonnigen Haares lag, als die tiefgebeugte Gestalt jener Bettlerin eintrat.

— Was willst Du? fragte die Kaiserin.

— Ich verlange Gerechtigkeit! rief die Alte.

— Sie soll Dir werden, sprach Katharina. Vor Allem aber muß ich wissen, wer Du bist.

— Majestät, sprach die Bettlerin, ihre Vermummung abwerfend, ich bin die Schauspielerin Adelaide Hus.

— Mademoiselle Hus, fragte Katharina, was bewog Sie zu diesem unerlaubten Theatercoup?

— Erhabene Gebieterin, sprach die Schauspielerin, ich sagte mir, daß das Erscheinen einer alten Bettlerin weniger verdächtig ist, als das Meinige, und darum wählte ich jene Verkleidung, die mir Zutritt zu den Stufen Ihres ruhmgekrönten Thrones verschafft hat.

— Tragen Sie eine Bitte auf dem Herzen?

— Nein, Majestät! Die Huld meiner Kaiserin hat mir mehr gewährt, als ich verdient habe.

— Was also führt Sie zu mir?

— Ich erscheine im Namen eines Todten als öffentliche Anklägerin einer himmelschreienden Unthat, eines frech verübten Mordes. Manfredoni ist keines natürlichen Todes gestorben. Der Mörder dieses jungen Lebens ist ein Mann, dessen Name mich tief erröthen macht, weil ein Peitschenhieb seiner Hand mich für alle Zeiten gebrandmarkt hat. Manfredoni's Mörder ist . . . Graf Gregor Orloff.

— Orloff? rief die Kaiserin tief empört. Kannst Du beweisen, was Du sagst?

— Ja, Majestät, betheuerte die rächende Nemesis.

— Und wer ist der Zeuge jener blutigen That?

— Ein Spion, aus dessen Hand Graf Orloff jenes Gift erhalten, mit dessen Hilfe er diesen Mord verübt hat.

— Und was bewog ihn zu dieser That? fragte die Kaiserin, die im Vorgefühle banger Ahnung tief erbleichte.

— Die Triebfeder jenes Mordes war Eifersucht.

— Eifersucht? wiederholte Katharina, die Anklägerin mit einem Blick durchbohrend, der wie ein dreischneidiges Stilet in das Herz der Schauspielerin drang.

— Graf Orloff liebte die Gräfin Erica.

— Bist Du toll? schrie die Kaiserin.

Adelaide Hus schüttelte verneinend das Haupt.

— Finstere Rache spricht aus Deinen Zügen. Geh', geh', ich mag nichts weiter von Dir hören!

— Ist dies Gerechtigkeit? fragte die Schauspielerin, die nun Alles wagte, um das glühende Brandmal ihrer Schande zu rächen.

— Beweist nicht schon der Trotz und die Unverschämtheit dieser Frage, daß Du reif bist für das Irrenhaus?

— Ich bin nicht wahnsinnig, Majestät! Ich rufe Gott und die ewige Gerechtigkeit als Zeugen an, daß meine Anklage wahr und gerecht ist. Ich bitte und beschwöre Ihre Majestät bei der Wohlfahrt Ihres Reiches, bei dem ungetrübten Glanze Ihrer Krone, meiner Anklage Gehör zu schenken und der Strenge des Gesetzes freien Lauf zu lassen.

Die Kaiserin versank in düst'res Hinbrüten.

— Adelaide Hus, sagte sie nach kurzer Pause, hast Du den Muth, Alles, was Du zu behaupten wagst, zu wiederholen in Gegenwart des Angeklagten?

— Ich habe den Muth, erklärte die Anklägerin.

Katharina stand im Begriffe, den Grafen rufen zu lassen; bald aber änderte sie den Entschluß.

— Ich will gerecht sein, sagte sie, und Deine Anklage gerichtlich untersuchen lassen; stellt es sich heraus, daß er schuldig ist, dann soll ihm die Strafe werden, zu welcher die Gesetze ihn verurtheilen; ist er aber unschuldig, dann soll die ganze Strenge meines Zorns auf das Haupt seiner falschen Anklägerin herniederfallen, so wahr ich Katharina heiße.

Die Schauspielerin küßte das Kleid der Kaiserin, hüllte sich in die Tracht der Bettlerin und kehrte unangefochten nach ihrer Wohnung heim.

Eine Stunde später wurde Orloff und gleichzeitig der „Zugeknöpfte“ verhaftet. Beide brachte man nach der Peter-Pauls-Festung.

Die Untersuchung währte acht volle Monate. Tagtäglich wurden neue Zeugen vernommen. Die Kaiserin, die dem Gesetze freien Lauf ließ, beschwor die Richter, die ganze Macht ihres Scharfsinns aufzubieten, um

den Thäter dieses Mordes zu ermitteln. Die Anklage der Schauspielerin mußte den Richtern verdächtig erscheinen, weil sie, nach eigener Aussage, durch das Gefühl persönlicher Rache dazu bestimmt worden war. Orloff läugnete den ihm zur Last gelegten Mord und schob die Schuld dieser That auf den Spion, der seinerseits seine Unschuld betheuerte und den Grafen als Urheber der Vergiftung anklagte. Man hoffte, durch die Einwirkung der Knute den „Zugeknöpften" zu einem offenen Geständnisse seiner Schuld zu bewegen; aber er beharrte standhaft auf seiner Aussage. Die Stimmen der Richter, Anfangs getheilt, vereinigten sich zuletzt dahin, daß Graf Orloff aus Mangel trifftiger Beweise völlig frei zu sprechen, der Spion aber, als wahrscheinlicher Urheber jener That, zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien, und die Schauspielerin Hus wegen Verläumdung des Grafen Orloff zu zehnjährigem Gefängnisse zu bestrafen sei von Rechts wegen.

Einen Tag nach der Publication dieses Erkenntnisses erhielt der in Freiheit gesetzte Graf Orloff von der Kaiserin die huldreiche Weisung, zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit sich bis

auf Weiteres nach dem mildern Klima Moskau's zu begeben.

An demselben Tage wanderte der „Zugeknöpfte" nach den Bergwerken des Urals.

Die zehnjährige Kerkerstrafe der Schauspielerin Hus ward auf die ganz besondere Fürsprache Odart's in eine zwölfmonatliche Verbannung aus Petersburg verwandelt.

Mademoiselle Hus begab sich nach Frankreich.

Hier war es, wo Orloff's frühere Geliebte die Bekanntschaft der Fürstin Daschkow machte, die nach dem zu Warschau erfolgten Ableben ihres neuen Freundes, Grafen Keyserlingk, die Hauptstadt Polens verlassen und sich nach Paris zu ihren Freunden d'Alembert und Diderot begeben hatte.

Zwischen der Fürstin Daschkow und der Schauspielerin Hus, die sich während ihres Urlaubs die Huldigungen des russischen Gesandten in Paris gefallen ließ, entspann sich eine Freundschaft, welche für den gemeinschaftlichen Feind dieser beiden Frauen später sehr verderblich ward.

Mademoiselle Hus, die ihre Verbannung zu einem Gastspiel in der „Comédie française" benutzte, feierte

in Paris durch die Meisterschaft ihres Spieles so glänzende Triumphe, daß Hof und Stadt huldigend zu ihren Füßen lag. Der Glanzpunkt ihrer Leistungen war „Zaire".

Der Einzige, dem sie mißfiel, war Voltaire.

„Pauvres Parisiens" — schrieb er eines Tages seinem Freunde d'Argental — „vous n'avez que des Hus."

Sechstes Kapitel.

Orloff in Moskau. — Der Kreml. — Die Marienkirche und ihr Baumeister. — Der rothe Mann und der Todestag Iwans des Schrecklichen. — Eine Feuersbrunst. — Orloff rettet ein blindes Judenweib. — Isaak Lewascheff.

Orloff, nach Moskau verwiesen, hatte mit Einwilligung der Kaiserin seinen Wohnsitz im Kreml aufgeschlagen.

Der Kreml, diese alt-ehrwürdige Veste, die wie ein versteinerter Riese mit finsterer Majestät von der Spitze eines Hügels auf die Hauptstadt der alten Czaren herniederblickt, bildet ein spitzwinkeliges Dreieck, dessen Basis sich an das linke Ufer der Moskwa lehnt. Fünf gigantische Thore führen in das Innere des Kremls, der das kaiserliche Residenzschloß, den von Iwan IV. erbauten Audienzsaal, die Schatz- und Rüst-Kammer, das mit Waffen und Rüstungen für

100,000 Mann angefüllte Arsenal, das Senatsgebäude, den Palast der heiligen Synode — den Sitz des Erzbischofs — und zweiunddreißig Kirchen umfaßt.

Die Auferstehungskirche — Moskau's älteste Kathedrale, um das Jahr 1480 von dem bolognesischen Architecten Ridolfo Fioravanti in bizarrem Styl erbaut und mit zwölf massiv vergoldeten Kuppeln geschmückt — enthält unter andern Schätzen auch ein, der Legende nach, vom heiligen Apostel Lukas gemaltes, im Jahre 1570 aus der Sophien-Moschee in Constantinopel entführtes Muttergottes-Bild, das der höchste Stolz jedes altgläubig-frommen Russen ist. — In dieser Kathedrale werden Rußlands Kaiser gekrönt.

Nicht minder merkwürdig ist die Kirche des Erzengels Michael, das Saint-Denis der alten Czaren, die Begräbnißstätte des Wassilij Schuiskoi, des Boris Gudunow, des Letzten der falschen Demetrier, und Iwans des Schrecklichen, deren lebensgroße Bilder hier in chronologischer Reihenfolge aufgestellt sind.

Noch großartiger, aber auch weit bizarrer, ist die mit zwanzig goldenen Kuppeln, pittoresken Thürmen und Thürmchen geschmückte Marienkirche, ein Bauwerk, von dessen imposanter Schönheit Iwan der Schreck-

liche so sehr begeistert war, daß er, wie die Sage erzählt, im Jahre 1554 dem Baumeister, nachdem er dankend ihn umarmt und reich belohnt hatte, die Augen ausstechen ließ, um ihn unfähig zu machen, einen Wunderbau ähnlicher Art vollenden zu können.

An diese Kirche und an deren Erbauer, dessen Namen wir leider nicht ermittelt haben, knüpft sich die Sage, daß sein Geist noch bis zum heutigen Tage mit geblendeten Augen im Kreml umherirrt in der Gestalt eines rothen Mannes, der Jedem, welcher seinem tragischen Schicksal eine Thräne aufrichtigen Mitleids zollt, ein guter Schutzgeist ist, der ein Mal im Jahre, am 26. März, am Todestage Czar Iwan's des Schrecklichen*), Demjenigen, welcher an diesem Tage eine edle That, ein gottgefälliges Werk ausübt, einen verborgenen Schatz offenbart, wodurch der Finder reich und glücklich wird.

Auch Orloff kannte diese alte Sage und auch er glaubte an sie. Mit ängstlicher Spannung sah er dem Herannahen jenes Tages entgegen, an welchem der

*) Iwan IV. Wassiljewitsch, geboren 1530, starb, nachdem er im Jähzorne seinen ältesten Sohn und präsumtiven Nachfolger getödtet hatte, zu Moskau am 26. März 1584.

rothe Mann des Kremls in Iwan's Audienzsaale erscheint, um eilf Uhr Nachts, in der Todesstunde jenes Czaren, der ihn des Augenlichts beraubt hatte.

Zum ersten Male fühlte Orloff das reuige Bedürfniß, einen Theil seiner Sünden abzubüßen durch eine edle That, in der Hoffnung, sich durch sie das Wohlwollen jenes rothen Schutzgeistes zu erwerben, an dessen Existenz er eben so fest, als an seine eigene zu glauben sich gewöhnt hatte.

Der Himmel begünstigte Orloff's eigennütziges Bestreben.

In der Nacht vom 25. zum 26. März des Jahres 1766 brach in einem der vierundachtzig Quartiere Moskau's, im Stadtviertel Kitai-Gorod, in der Nähe des Gastinoi-Dwor,*) ein Feuer aus, welches mit solcher Heftigkeit um sich griff, daß bald ganze Straßen in hellen Flammen aufloderten.

Nachdem die dreißig Riesenglocken der Marienkirche die Bewohner Moskau's aus dem Schlafe aufgeschreckt und zur Bekämpfung des verheerend um sich greifenden Elementes wachgerufen hatten, war auch Orloff nach der Brandstätte geeilt.

*) Kaufhaus.

Am Tulkutschnoi-Ruinok*) angelangt, sah er, wie das Feuer ein morsches Gebäude ergriff, dem Niemand zu nahen wagte, weil es jeden Augenblick einzustürzen drohte wie ein Kartenhaus. Alle Bewohner dieser baufälligen Baracke hatten beim Ausbruche des Feuers die Flucht ergriffen; nur ein blindes Judenweib, mit einem Säugling an der Brust, war im Innern der brennenden Hütte zurückgeblieben und schrie vergeblich um Hilfe; aber Keiner von Allen wollte sie retten, da Einer dem Andern erzählte, Gott habe die elende Jüdin mit Blindheit geschlagen, weil ihr Mann — in dieser Nacht abwesend — ein von Gott verfluchter Wucherer sei, der sich auf Kosten armer Christen bereichere, denen er, einem Vampyre gleich, das Blut aus den Adern sauge.

Als Orloff den Hilfeschrei der blinden Frau vernahm, die am Fenster stand, riß er einem Manne aus dem Volke eine Leiter aus der Hand, legte sie an das brennende Haus, erklimmte sie mit der Behendigkeit einer Katze, holte, mit Gefahr des eigenen Lebens, die verlassene Jüdin und ihr Kind aus den Flammen her-

*) Trödelmarkt.

aus und trug Beide auf die Straße hinab. Die Blinde segnete ihren hochherzigen Retter.

— Wo ist Dein Mann? fragte Orloff, nachdem sie vom Schrecken sich erholt hatte.

— Er ist in Kiew.

— Wann kommt er wieder?

— Ich weiß es nicht.

— Kannst Du irgendwo ein Obdach finden?

— Nein, Herr, stöhnte die blinde Jüdin.

— Dann will ich für Dich sorgen, sagte Orloff und führte sie zu einer Kutsche, in welche er sie einsteigen ließ.

Orloff brachte sie nach dem Kreml. — Lea, so hieß die Blinde, wies Speise und Trank zurück und dankte dem Gott ihrer Väter für die Erhaltung ihres einzigen Sohnes, der das höchste Gut seines Vaters war.

— — — — — — — — — — — — — —

Orloff, der am Abende dieses Tages sich früher als gewöhnlich zur Ruhe begeben hatte, versank bald darauf in süßen Schlummer. Ein Traumbild zeigte ihm Das an, womit seine gläubige Fantasie sich wochenlang beschäftigt hatte. Er träumte, sich im Audienzsaale Iwan's IV. zu sehen und die eilfte Stunde

schlagen zu hören. Als der letzte Ton der Thurmuhr verhallt war, öffnete sich der getäfelte Fußboden und aus dem Schooße der Erde stieg der rothe Mann mit den geblendeten Augen herauf, begab sich an das Bett des Schlafenden und sprach zu ihm mit geistesdumpfer Stimme:

— Auch Du, Graf Gregor, gehörst zu Denen, die meinem Andenken eine Thräne weihen, und weil Du im Laufe des verflossenen Tages eine gute, gottgefällige That vollbracht und zwei Menschenleben dem Flammentode entrissen hast, will ich Dich dafür reich belohnen. Morgen mit Anbruch des Tages wirst Du einen Schatz finden, mit dessen Hilfe Du die frevelhaft verscherzte Gunst der Kaiserin von Neuem Dir erringen wirst.

Sprach's und verschwand.

Als Orloff erwachte, wußte er nicht, ob er dies Alles nur geträumt oder wirklich erlebt habe.

Noch immer stand der rothe Mann des Kremls vor seiner Fantasie; noch immer sah er die geblendeten Augen des Gespenstes; noch immer hörte er den dumpfen Ton seiner Stimme.

— Ich werde einen Schatz finden, rief Orloff,

und dankte seinem guten Sterne, der ihn nach Moskau verbannt hatte.

Drei Stunden später wurde ihm ein Grieche angemeldet. — Er hieß Isaak Lewascheff und war der Mann jener blinden Lea, welche Orloff unter die Flügel seines Schutzes genommen hatte.

Mit Tagesanbruch von Kiew heimgeführt, hatte Lewascheff weder Geld, noch gute Worte gespart, um durch die Nachbarn seines abgebrannten Hauses den Aufenthalt seines blinden Weibes zu erfahren, das er mehr als das Licht seiner Augen liebte.

Nach stundenlangem Umherfragen hatte er endlich Lea's Spur entdeckt; er erschien jetzt mit der ganzen Demuth des Juden vor dem Grafen Orloff, dessen Name, dessen Ruf ihn mit tausend Schrecken erfüllten.

Der Graf ließ den Juden eintreten.

Siebentes Kapitel.

Dankbarkeit eines Juden. — Das größte Kleinod. — Brahma und seine diamantenen Augen. — Geschichte eines dieser Diamanten. — Orloff's Rückkehr nach Petersburg — Brahma's Auge führt die Versöhnung herbei.

— Jude, fragte Orloff, was willst Du?

— Ich komme, Herr, Dir zu danken. Du hast mein armes Weib, meine blinde Lea, und mein einziges Kind aus dem Feuer herausgeholt und mich durch diese That christlicher Liebe und Aufopferung zu Deinem Schuldner gemacht auf ewig. Gebiete über mich, mein erhabener Herr! Verlange von mir, was Du willst! Dir gehört Alles, was mein ist!

— Was kann ein armseliger Hebräer, wie Du bist, mir geben? Weißt Du, Jude, wer ich bin?

— Du bist der mächtigste Mann Rußlands: Du bist Graf Gregor Gregoriewitsch Orloff. Ich kannte

Deinen Vater, gnädigster Herr. Er war arm wie Hiob, aber edel, wie Du. Für einen armseligen Dienst, den ich ihm einstens erwiesen hatte, befreite er mich eines Tages aus den Händen frecher Räuber, die mich auf offener Landstraße mißhandelt und ausgeplündert hatten. Ich küßte den Staub seiner Füße und bat meinen edlen Befreier, von mir einen Tribut meines Dankes anzunehmen. Er wies mein Anerbieten zurück und sagte zu mir: „Behalte Dein Geld, Jude, ich habe nur meine Schuldigkeit gethan." Gott lohne es Dir, edler Herr, sagte ich und zog dankerfüllt meine Wege. — Jetzt aber, nach zwanzig Jahren, erscheine ich vor dem Sohne, um ihm eine doppelte Schuld meiner Dankbarkeit abzutragen. — Das Glück hat mich begünstigt, Herr! Seit zwölf Tagen bin ich reich, reicher als irgend Einer in ganz Rußland, reicher selbst als unsere große Kaiserin.

— Jude, Du scheinst toll zu sein ...

— Ich bin es nicht, gnädigster Graf. Der Gott Israel's hat mich gesegnet. Ich besitze ein Kleinod von so großem Werthe, daß kein Fürst der ganzen Erde reich genug ist, diesen Schatz zu bezahlen. Ueberzeuge Dich, Herr, sprach der Jude und holte aus der

Brusttasche seines schwarzseidenen Kaftans ein eirundes, saffiangrünes Etui hervor, öffnete es langsam und zeigte den Inhalt.

— Heilige Mutter Gottes! rief der Graf, dessen Auge anstaunend auf dem Inhalte des Futterals ruhte. Dieses blitzende Taubenei ist . . .

— Der größte Diamant der ganzen Erde.

— Wie kamst Du zu diesem Schatze?

— Heute vor zwölf Tagen kaufte ich ihn in Kiew von einem Armenier für ein Lumpengeld von vierundzwanzigtausend Rubeln. Dieser Stein, Herr, wiegt, genau gewogen, 779 Karat $4^1/_2$ Gran, und der Werth dieses Kleinods beträgt 314 Millionen Silber-Rubel.

— Willst Du mich betrügen, alter Jude?

— Nein, Herr, ich will Dir meine Schuld bezahlen. Du hast meine Lea und mein einziges Kind gerettet, nimm meinen Schatz und sei glücklich, Herr!

— Wie, Jude, Du willst von diesem Kleinode Dich lossagen und es mir überlassen?

— Gnädigster Herr, sprach der Jude niederknieend, erweise Deinem unwürdigen Knechte die Huld und Gnade, diese Gabe seines dankerfüllten Herzens nicht zurückzuweisen. Glaube nicht, Herr, daß meine Groß-

muth Dich beschämen will. Erwäge, Herr, wie arm und elend wäre ich trotz dieses Schatzes gewesen ohne Weib, ohne Kind, denn was sind alle Diamanten der Erde gegen die Liebe meiner blinden Lea, der Mutter meines einzigen Kindes, die Dein starker Arm und Dein mitleidvolles Herz aus den Flammen gerettet und hierher in Sicherheit gebracht hat. Herr, wirf dem verachteten Juden alle Laster vor, die der Haß der Christen ihm aufbürdet; denke alles Schlechte von ihm, nur das Eine nicht, daß er undankbar ist.

— Dein edler Character, Jude, rührt mich. Das Geschenk aber, das Deine Großmuth mir zu Füßen legt, weise ich nur dann nicht zurück, wenn Du von mir eine Gegenleistung annimmst. Von heute an cedire ich Dir die Einkünfte zwei meiner Güter, deren Verwaltung ich Dir übertrage. Außerdem zahle ich Dir das Doppelte der von Dir gezahlten Kaufsumme und gelobe Dir bei der Asche meines Vaters, für Dich und die Deinigen zu sorgen bis an's Ende Eurer Tage.

— Unser Handel ist geschlossen, sagte der Jude, legte mit freudestrahlendem Angesichte das unbezahlbare Kleinod in die Hände des Grafen und holte dann Weib und Kind, die er hochentzückt in seine Arme schloß.

Wir müssen hier einen Augenblick Halt machen, um die Geschichte der Wanderungen dieses Diamanten zu erzählen.

Joseph Dupleix, der von 1742 bis 1754 Gouverneur der französischen Besitzungen in Ostindien gewesen war und abwechselnd in Pondichery und Chandernagor residirt hatte, stand eben im Begriff, nach Frankreich zurückzukehren, als ein Soldat seiner Leibgarde, am 3. October 1754, in einer der großen Pagoden zu Chandernagor die Bildsäule des vierköpfigen Götzen Brahma gewahrte. Dieser Brahma, entsprossen aus dem Nabel Wischnu's, ist, nach der indischen Götterlehre, Lenker des Schicksals der Menschen, Herr des Lebens und des Todes, der seit seiner Geburt schon 1001 Mal gestorben und eben so oft wiederauferstanden ist. Sein Leben währt hundert indische Jahre; jedes dieser Jahre hat 365 Tage und eben so viele Nächte; aber jeder Tag und jede Nacht hat viertausend Jug oder 4,320,000 menschliche Jahre, so daß die Dauer jeder einzelnen Lebensperiode Brahma's nicht weniger als 315,360,000,000 unserer Jahre beträgt. — Die Bildsäule dieses Götzen prangt in jeder Pagode Ostindiens; eine der ältesten dieser Statuen befand sich

im Tempel zu Chandernagor. Die acht Augen jenes vierköpfigen Götzen waren in frühern Jahrhunderten acht große, eirunde Edelsteine gewesen, die man ihm nach und nach bis auf den Letzten ausgestochen hatte. Das letzte Auge wurde ihm von jenem französischen Soldaten geraubt, der mit diesem Schatze am Morgen des folgenden Tages in der Begleitung des nach Frankreich heimkehrenden General-Gouverneurs Joseph Dupleix nach Madras entfloh. Hier verkaufte er diesen Schatz für zweitausend Rupien einem englischen Schiffscapitaine, der sich von Madras nach Constantinopel begab; hier verliebte sich derselbe in ein cirkassisches Mädchen, dessen Schönheit ihn so sehr entzückte, daß er Brahma's Auge für eine Nacht in ihren Armen hingab. Die Cirkassierin verhandelte das Kleinod für persische Shawls und Seidenstoffe an einen Armenier, der mit diesem Steine nach Kiew ging, wo ihn Jakob Lewascheff für den Preis von vierundzwanzigtausend Silberrubeln, also kaum für den siebzehnhundertsten Theil seines eigentlichen Werthes erstand.

Als Orloff durch die Großmuth des Juden in den Besitz dieses Diamanten gelangt war, verließ er Moskau und eilte nach Petersburg.

Die Kaiserin erschrak, als ihr am Abende des zwanzigsten Aprils Graf Orloff angemeldet ward.

— Wer gab Ihnen die Erlaubniß, Ihr Exil ohne meine Genehmigung zu verlassen?

— Majestät, sagte Orloff, ich durfte Das, was ich meiner erhabenen Gebieterin zu übergeben habe, keinem Andern als mir selber anvertrauen.

— Haben Sie in Moskau Verschwörungen entdeckt?

— Nein, Majestät!

— Nun was sonst? fragte sie ungeduldig.

— Ich schätze mich glücklich, Ihrer Majestät eine kleine Ueberraschung zu bereiten, sprach der Graf und überreichte ihr das Etui.

Als sie es öffnete, lachte sie Brahma's leuchtendes Auge an.

— Himmel! rief Katharina, geblendet vom Glanze dieses Kleinods.

— Morgen früh, sagte Orloff, feiert Rußland das Geburtsfest seiner angebetenen Kaiserin. Der treuste Diener Ihrer Krone beeilt sich, diesen Stein als ein Zeichen ewiger Dankbarkeit an den Stufen des Thrones seiner erhabenen Schutzgöttin niederzulegen und dann

ungesäumt in sein freudeleeres Exil nach Moskau zurückzukehren.

— Graf Orloff, sprach Katharina, gerührt von der Aufmerksamkeit des Mannes, dem sie noch immer zugethan war, die Kaiserin bittet Sie, Ihre Rückreise nach Moskau vorläufig aufzuschieben.

Orloff erfaßte Katharinens Hand, die er liebeglühend an seine Lippen zog.

— Zürnen, sprach die Kaiserin, ist menschlich; verzeihen aber ist kaiserlich, ist göttlich, sagte sie, neigte sich zu dem Knieenden herab und hauchte einen Kuß der Versöhnung auf seine Stirn. Erhebe Dich, Orloff, Katharina vergiebt Dir!

Seit jener Zeit glänzt Brahma's blitzendes Auge, das großmüthige Geschenk des Juden Lewascheff, im Scepter der Czaren von Rußland.

Achtes Kapitel.

Fürstin Daschkow und Mademoiselle Hus in Paris. — Freiherr von Grimm. — Pascaline Fel. — Der „Caveau" und die Koriphäen dieses Liederklubbs. — Folge eines Epigramms. — Der Maler Grénée und der Bildhauer Falconet. — Ein Epigramm Collé's auf die Kaiserin.

Während Orloff mit Hilfe jenes Talismans sich fester noch als früher in die Gunst der Kaiserin einzunisten begann, lebten zwei seiner gefährlichsten Gegnerinnen — Katharina Daschkow und Adelaide Hus — unter Einem Dache in Paris.

Die Fürstin hatte die von Orloff mißhandelte Schauspielerin unter die Flügel ihres Schutzes genommen und sie so liebgewonnen, daß beide Frauen bald Ein Herz und Eine Seele waren. Die Gegenseitigkeit ihrer Zuneigung beruhte auf der Gemeinschaft ihres Hasses gegen Orloff.

Um diese Zeit machte Katharina Daschkow die

Bekanntschaft eines Deutschen, der in kurzer Zeit ihr ganzes Vertrauen gewann.

Dieser Mann hieß Friedrich Melchior Grimm. Geboren zu Regensburg am 26. December 1723, war er in seinem vierzigsten Jahre arm und hilflos nach Paris gekommen, um dort sein Glück zu versuchen. Auf Empfehlung seiner Freunde d'Alembert und Diderot hatte er beim Herzoge Louis Philippe von Orleans die bescheidene Anstellung eines Privatsecretairs erhalten; zwei Jahre später war er vom Herzoge Friedrich III. von Sachsen-Gotha zum Residenten in Paris ernannt und gleichzeitig in den Freiherrenstand erhoben worden.

Der gute Baron, der trotz seiner neuen Stellung zur Kategorie jener, namentlich im Seine-Babel zahlreich vertretenen Menschengattung gehörte, welche mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe hat, befand sich in permanenter Geldverlegenheit, hauptsächlich deshalb, weil unser Don Juan von Regensburg eine hirnverbrannte Neigung für eine der kostspieligsten Elviren jener Tage cultivirte. Sie war Primadonna der italienischen Oper und hieß Pascaline Fel.

Grimm hatte sich jener glänzenden Coterie ange-

schlossen, welche, „coin de la Reine“ genannt, mit den schärfsten Waffen des Witzes und der Satire die italienische Musik gegen die Anmaßungen der französischen Oper vertheidigte. Unter dem Titel: „Le petit prophète de Böhmischbroda“ war ein eben so originelles, als geistreiches Pamphlet erschienen, das seinen Namen über Nacht berühmt gemacht hatte.

Zum Anhange der Mademoiselle Fel, welche das verhätschelte Schooßkind aller Pariser war, gehörte auch Katharina Daschkow, die in Paris ein großes Haus machte und jeden Sonntag eine Abendgesellschaft bei sich sah, welche aus Mademoiselle Fel, ihrem deutschen Seladon Grimm, aus den Schriftstellern Diderot und d'Alembert, der Schauspielerin Hus, dem Bildhauer Falconet, dem Maler Grénée und dem witzigen Chansonnier Charles Collé bestand.

Der Letztgenannte war einer der Gründer jener heitern Akademie, die allwöchentlich ein Mal in einem Weinkeller zusammenkam und unter dem Namen „Caveau“ eines volksthümlichen Rufes genoß.

Die Koriphäen dieses lustigen Liederclubbs waren Alexis Piron, der jüngere Crébillon, Saurin, Gentil-Bernard, der ci-devant Abbé und spätere Cardinal

François Joachim de Bernis, der witzige Chevalier Stanislas de Boufleurs und einige andere Schöngeister jener Zeit.

Im achtzehnten Jahrhunderte, mit vollem Rechte das goldene Zeitalter der französischen Chansons genannt, war der von Collé gegründete „Caveau“ eine eben so beliebte als gefürchtete Gesellschaft, eine Art lustigen Vehmgerichts, das namentlich dem sittenlosen Hofe Ludwig's XV. ein Dorn im Auge war, denn die Hofleute fürchteten damals nichts so sehr, als eines jener boshaften Kellerlieder oder Gassenhauer, deren geißelnder Refrain von Mund zu Munde, von Stadt zu Stadt flog. Damals pflegte man seine Feinde durch Couplets unschädlich zu machen: man rächte sich durch Epigramme und Quatrains, welche die Eigenliebe lebensgefährlicher verwundeten, als plumpe Bajonnetstiche, Dolchstöße, Säbelhiebe, Peitschenschläge und Stockprügel. Mit Recht hatte Voltaire gesagt: „De toutes les armes celles du ridicule sont les plus dangereuses.“

Als der Gemahl der Marquise von Pompadour — Herr Le Normand d'Etioles — nach dem Tode seiner Frau sich entschlossen hatte, eine der berüchtigsten

Buhlerinnen jener Zeit — Mademoiselle Rem — zu heirathen, war von einem der Mitglieder jener Keller-Akademie nachfolgendes Quatrain erschienen:

„Pour réparer miseriam,
Que Pompadour fit à la France,
Le Normand, plein de conscience,
Vient d'épouser Rem publicam.“

In Folge dieses boshaften Epigramms war jene Heirath unterblieben.

Eines Sonntags, als die oben genannten Personen — mit Ausnahme der Mademoiselle Fel — im Hôtel der Fürstin Daschkow versammelt waren, lenkte die Dame des Hauses das Gespräch auf Rußland hin.

— Freund Grénée, sagte sie zu dem Maler, der erst wenige Tage zuvor aus Petersburg zurückgekehrt war, hat uns noch gar Nichts von seinem Aufenthalte an den Ufern der Newa erzählt. Das tiefe Schweigen, das er darüber beobachtet, berechtigt mich zu der Befürchtung, daß es ihm dort wenig oder gar nicht gefallen habe.

— Ich muß gestehen, sagte Grénée, daß ich mich dort nicht recht heimlich gefühlt.

— Und warum nicht? fragte Mademoiselle Hus.

— Ich weiß mir darüber keine Rechenschaft zu geben. Die Sitten des Landes behagten mir nicht.

— Sie haben den Großfürsten Paul gemalt? fragte d'Alembert.

— Ja, antwortete der Maler.

— Wie gefällt er Ihnen, fragte Diderot.

— Sein Aeußeres hat durchaus nichts Angenehmes. Seine in der Mitte plattgedrückte Nase verleiht seiner Physiognomie etwas Kalmückisches. Er ähnelt weder dem Vater, noch der Mutter, die ihn auch nicht allzusehr zu lieben scheint, was aus einer Aeußerung hervorgeht, die ich aus guter Quelle geschöpft. „Mon petit Paul," sagte die Kaiserin zu ihrer Kammerfrau Protassow, „est dix fois plus bête que son vénérable père Pierre."

— Und welchen Eindruck hat die Kaiserin auf Sie gemacht? fragte die Fürstin Daschkow.

— Der Ruf schildert sie schöner, als sie wirklich ist; doch muß ich gestehen, daß ihre ganze Erscheinung trotz der Corpulenz, zu der sie sich hineigt, ein cachet de très-comme-il-faut hat.

— Kennen Sie den Grafen Orloff? fragte die Schauspielerin Hus.

— Auch ihn habe ich für die Privat-Gallerie der Kaiserin gemalt.

— Und was halten Sie von ihm? fragte die Dame des Hauses.

— In der Nähe betrachtet schrumpft die Figur dieses Goliath's in einen Zwerg zusammen, weil es ihm leider an Geist gebricht. Nach dem Urtheile Aller, die ihn genauer kennen, soll er der beschränkteste Kopf am ganzen Hofe sein.

— Und dennoch liebt man ihn? fragte Falconet.

Grénée zuckte die Achsel und schwieg.

— Kluge Frauen, erklärte Collé, pflegen in der Regel eine ausgesprochene Vorliebe für Männer beschränkten Geistes zu haben; ich erinnere Sie, meine Damen, an unsere eben so schöne, als geistreiche Freundin Marianne Quinault, die den erzdummen Herzog von Nevers geheirathet hat.

Der Mann ist mir zuwider;
  Ihr rathet nicht, warum?
Ich dichte für sie Lieder,
  Der Dummkopf nimmt es krumm.
Ich weiß nicht, was ich gäbe,
  Bekäme er den Staar;
Madam' ist eine Hebe,
  Ihr Mann ein . . . Dromedar.

Die Tafelrunde beklatschte das heitere Impromptu.

— Meister Collé, sagte die Fürstin, wollen Sie der aufrichtigsten Verehrerin Ihrer muthwilligsten Muse eine kleine Gefälligkeit erweisen?

— Mit Vergnügen, Madame, antwortete der Witzbold.

— Eh bien, improvisiren Sie uns schnell ein Epigramm auf Rußlands Goliath.

— Nichts leichter als Das!

Katharina, laß Dir sagen,
Daß Dein Günstling Goliath
Aehnlichkeit mit jenem Helden
In der alten Mythe hat,
Der, als schmucker Stier maskirt,
Die Europa heimgeführt.

— Charmant, charmant! sagte die Dame des Hauses. Reichen Sie mir Ihren Arm, Meister Collé, und führen Sie mich zu Tische. Zu Tische, meine Herren und Damen!

Neuntes Kapitel.

Eine Belohnung von 5000 Rubeln. — Ein Billet-Doux der Mademoiselle Fel. — Ihr Anbeter in Geldverlegenheit. — Baron Grimm und Fürstin Daschkow. — Ein gegenseitiges Geständniß. — Ein höchst seltsamer Entschluß. — Don Juan's Antwort an seine Elvira.

Collé's Epigramm, das acht Tage später im „Mercure galant“ ohne Namen des Verfassers erschienen war, machte in Paris so großes Aufsehen, daß der russische Gesandte — Fürst Dmitri Alexeewitsch Galitzin — sich verpflichtet fühlte, eine Nummer dieser Zeitschrift durch einen Eilboten an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten nach Petersburg zu schicken.

Graf Panin, der, wie man weiß, zu Orloff's Widersachern gehörte, beeilte sich, das Epigramm, welches Wasser auf seiner Mühle war, dem Privatsecretaire der Kaiserin mitzutheilen. Odart zeigte es

der Monarchin, die über den Inhalt so außer sich gerieth, daß Fürst Galitzin noch an demselben Tage die Weisung erhielt, eine Belohnung von fünftausend Rubeln für Denjenigen auszusetzen, der ihm den Autor jenes Spottgedichts zu nennen im Stande sei.

Galitzin erzählte den Inhalt jener Depesche seiner Flamme Hus, durch die, gleich darauf, ihre Busenfreundin Daschkow davon unterrichtet ward.

Einen Tag vor Eingang jenes kaiserlichen Befehls hatte der sachsengotha'sche Resident, Baron Grimm nachfolgendes Billet erhalten.

„Cher et amé Baron."

Erschrecken Sie nicht, wenn ich Ihnen in aller Eile mittheile, daß ich bis spätestens übermorgen Abend viertausend Livres brauche, die Sie, bester Freund, um jeden Preis herbeischaffen müssen, weil meine Putzmacherin durchaus nicht länger warten will.

Wenn es Ihnen, lieber Melchior, möglich wäre, mir statt jener Bagatelle, die ich durchaus haben muß, lieber fünftausend Livres zukommen zu lassen, so wäre mir dies — aufrichtig gesagt! — noch weit angenehmer, weil auch mein Parfumeur nachgerade Etwas ungeduldig wird.

Sie werden begreifen, theure Excellenz, daß dies Ehrenschulden sind, deren Tilgung ich — ohne Sie bloßzustellen — unmöglich länger aufschieben darf.

Sollten Sie Ihre Aufmerksamkeit für mich so weit ausdehnen, mir statt der gewünschten fünf-, lieber gleich sechstausend Livres zu schicken, so würden Sie dadurch zu doppeltem Danke verpflichten

Ihre Sie abgöttisch liebende Freundin
Pascaline F..

Nachschrift. Haben Sie schon meine Wagenbauer-Rechnung bezahlt? Vergessen Sie es doch ja nicht!"

Dieses zärtliche Billet-doux hatte dem Regensburger Don Juan einen panischen Schrecken eingejagt.

— Die gute Fel, stöhnte Grimm, muß in dem Glauben leben, daß wir sachsen-gotha'sche Residenten das Geld auf der Straße finden; sonst könnte sie unmöglich derlei exorbitante Forderungen machen, Forderungen, die ich beim besten Willen nicht erfüllen kann. Sechstausend Livres! Gerechter Gott, wo sie hernehmen? Wenn es für Leute meines Standes schon an und für sich höchst unangenehm ist, seine eigenen Schulden zu bezahlen, um wieviel unerquicklicher muß

es sein, die Schulden Anderer bezahlen zu müssen! Herr des Himmels, was nun anfangen? Wenn ich meiner Donna Elvira das Geld nicht schicke, dann riskire ich, daß sie sich von mir lossagt. Den Schmerz einer Trennung von ihr würde mein gefühlvolles Herz nicht lange überleben, denn sage ich mir auch hundert Mal, daß sie Sommersprossen und gefärbte Haare hat, so verhehle ich mir andrerseits doch keinen Augenblick, daß die Häßlichkeit einer Künstlerin, die eben en vogue ist, für Unser Einen doch mehr Reiz besitzt, als die schönste Privatfrau. Bei Wem aber soll ich jetzt eine neue Anleihe machen? Bei Diderot? Bei d'Alembert? Die armen Teufel haben selber Nichts! Bei Falconet? Auch er ist arm wie Hiob! Bei Wem also denn? Halt, da fällt mir Etwas ein! Das ist eine gute, herrliche Idee! Götter, ich danke Euch! rief er aus und eilte zur Fürstin Daschkow, zu der Einzigen, deren Kasse er bis zu diesem Tage noch geschont hatte.

In dem Augenblick, als er zu ihr in's Zimmer trat, eilte sie ihm mit der Frage entgegen:

— Eh bien, haben Sie schon gehört?

— Was? fragte Baron Grimm.

— Die Ordre, die unsere große Kaiserin ihrem Gesandten Galitzin ertheilt hat?

— Nein, meine Gnädigste!

— Sie werden es nicht glauben wollen, wenn ich Ihnen sage, daß sie einen Preis von fünftausend Rubeln ausgeschrieben hat . . .

— Fünftausend Rubel, unterbrach sie Grimm, wofür, für wen?

— Für Denjenigen, der perfid genug ist, ihr den Autor jenes im „Mercure“ abgedruckten Epigramms zu verrathen.

— Teufel! rief Grimm, der erschreckt zusammenfuhr.

— Und warum, Freund, erschrecken Sie darüber?

— Das ist nicht Schreck, Madame, das ist pure Verwunderung!

— Und was wundert Sie so sehr?

— Es wundert mich, daß die Kaiserin das Vergnügen einer unschuldigen Neugier so theuer bezahlen will. Fünftausend Rubel! Wissen Sie, theuerste Fürstin, daß es im Menschenleben Augenblicke giebt, in denen Manchem mit solch einer Summe sehr geholfen wäre?

— Brauchen Sie vielleicht Geld, lieber Freund?

Diese unerwartete Frage bestürzte ihn so sehr, daß er nicht wußte, ob er sie bejahen oder verneinen sollte.

— Ich frage, ob Sie Geld brauchen? wiederholte die Fürstin.

— Ich? erwiederte er zögernd, o nein! Aber ich habe einen lieben, guten, alten Freund, der es sehr wohl gebrauchen könnte.

— Und warum helfen Sie ihm nicht?

— Das ist eine komische Frage, gnädige Frau. Ich helfe ihm nicht, weil ich mir — zum ersten Male in meinem Leben! — selber nicht zu helfen weiß.

— Dann geht es Ihnen, wie mir! Auch ich befinde mich seit einigen Tagen in peinlicher Geldverlegenheit.

— O hätte ich dies gestern gewußt, bedauerte der Baron.

— Dann würden Sie heute vielleicht nicht gekommen sein. Tagtäglich erwarte ich Briefe aus Moskau. Sobald ich meine Gelder erhalte, steht Ihnen meine Kasse gern zu Diensten.

Der gute Baron verneigte sich und war sehr erfreut, als der Besuch der Mademoiselle Hus ange-

meldet wurde, um diesen Anlaß zu benutzen, seinen Rückzug anzutreten.

Auf der Treppe erinnerte er sich mit neuem Schrecken der Forderung seiner sommersprossigen Elvira.

— Sie muß es haben, schreibt sie. Folglich wird mir nichts Anderes übrig bleiben, als das Geld herbeizuschaffen um jeden Preis.

Nach einem kurzen Kampfe eilte er zum russischen Gesandten. Fürst Galitzin empfing ihn mit Wohlwollen.

— Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, lieber College? fragte er.

— So eben komme ich von der Fürstin Daschkow. Ist es wahr, Durchlaucht, daß Ihre erlauchte Monarchin allerhuldreichst geruht hat, eine Belohnung von fünftausend Rubeln Demjenigen auszusetzen, der Ihnen den Autor des bewußten Epigrammes nennt?

— So ist es, mein lieber Baron! Kennen Sie ihn vielleicht?

— O ja!

— Und wären Sie geneigt, jenes hübsche Sümmchen zu verdienen?

— Ja! sagte Grimm nach schwerem Kampfe.

— Wohlan, Baron, hier sind fünftausend Rubel! Nun bitte ich um den Namen.

— Der Verfasser, Durchlaucht, stammelte Grimm, ist einer meiner vertrautesten Freunde, den ich — der Himmel ist mein Zeuge! — nur ungern verrathe. Aber der leicht verzeihliche Wunsch, die Neugier Ihrer erhabenen Monarchin zu befriedigen, ermuthigt mich zu einem Schritte, den ich mir selber nicht vergebe.

— Machen Sie sich keine unnützen Skrupel! Fassen Sie Muth und sagen Sie mir ohne Umschweife, wer jene witzigen Verse gemacht hat.

— Durchlaucht, der Autor dieses Epigramms ist . . .

— Nun, wer denn?

— Ihr ganz unterthänigster Diener, sagte Grimm, der es vorgezogen hatte, sich lieber selber anzuklagen, als der Ankläger eines Andern zu werden.

— Sie ermächtigen mich also, fragte Fürst Galitzin etwas pikirt, Ihrer Majestät zu melden, daß Sie als Verfasser jenes Pasquills gleichzeitig auch Derjenige sind, der die ausgeschriebene Belohnung angenommen hat?

— Ich ermächtige Sie dazu, sagte der Baron und empfahl sich. — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später erhielt Mademoiselle Fel folgendes Billet:

„Angebetete Pascaline.

In der Nebenlage sende ich Ihnen viertausend Rubel.

Wenn Sie ahnen könnten, wie unendlich schwer mir die Anschaffung dieses Geldes geworden ist, dann erst würden Sie begreifen, wie unendlich groß die Liebe Dessen sein muß, der sich zu nennen wagt

Ihren

treuesten Freund und Verehrer

Grimm.

P. S. Auch der Wagenbauer ist jetzt bezahlt."

Ende des ersten Bandes.

Von **Hermann von Maltitz** erschienen ferner in dem unterzeichneten Verlage:

Der Herzog an der Leine.

Historischer Roman.

3 Bände. Eleg. geh. 3 Thlr.

Erste Abtheilung: **Das Turnier zu Göttingen.** 1 Thlr.

Zweite Abtheilung: **Schloß Hardegsen.** 1 Thlr.

Dritte Abtheilung: **Der Vetter des Herzogs und die Göttinger Bürger.** 1 Thlr.

Lucas Cranach.

Historischer Roman.

3 Bände. Eleg. geh. 4 Thlr.

Luther und Lucas Cranach.

Historischer Roman.

Als 2. Abth. von „Lucas Cranach". 4 Bände. Eleg. geh. 5 Thlr.

In diesen beiden im engsten Zusammenhange stehenden Romanen erhalten wir eine tüchtige, in die Zeitverhältnisse tief eindringende Schilderung der Anfänge und Fortschritte der Reformation, des Lebens der Ritter und Bürger, der Geistlichen und der Studenten im Anfange des 16. Jahrhunderts. Die durch die Strenge ihres Urtheils bekannten „literarischen Mittheilungen aus St. Gallen" loben die frischquellende Phantasie, die nicht kunstlose, aber ungekünstelte Art der Erzählung, und besonders das sehr fleißige Quellenstudium des Verfassers. Ihre Besprechung schließt mit den Worten:

„Wie sehr ist es zu wünschen, daß die Lesewelt, statt des literarischen Abhubs französischer Frivolität solche gesunde Bücher, wie das angezeigte ist, zur Hand nehmen möchte."

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Janke.